

Der Wanderer im Riesengebirge

Zeitschrift des Riesen- und Isergebirgs-Vereins



Heilmut Alfred Schreck, Peterswaldau

Leierbuden im Riesengebirge

Weinmond / Oktober 1934

Heft 10

Verlag Wlth. Gottl. Korn / Zeitschriften-Abteilung / Breslau 1

Interessantes über Wettermäntel.

von A. R.

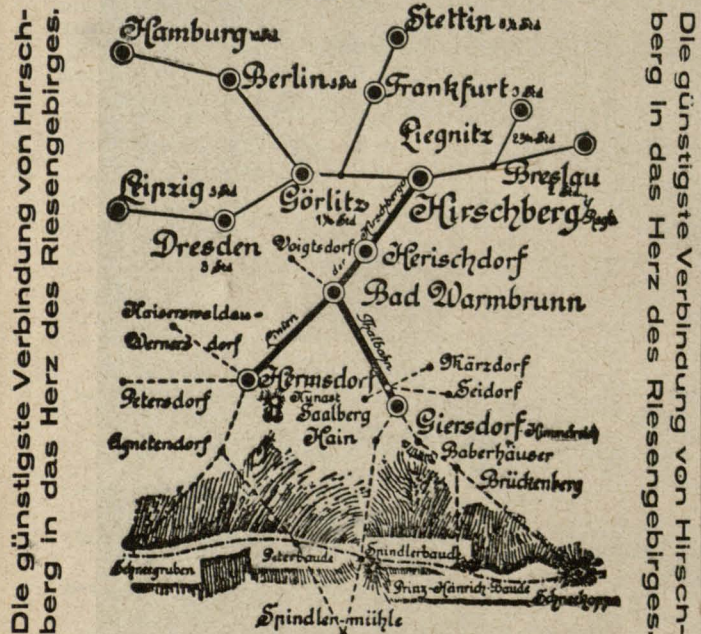
Beim Tragen eines Gummimantels merkt man bald enttäuscht, daß der Mantel innen naß wird, daß sogar die Kleidung feucht wird und daß man sich sehr unbehaglich darin fühlt. Die Ursache dieses ungesunden Abzustandes ist das Verkleben aller Poren durch die Gummierung. Die Ausdünstung des Körpers kann nicht entweichen und schlägt sich innen als Nässe nieder; denn die eingebaute künstliche Ventilation ist stets unzulänglich, weil der erforderliche, gleichmäßige freie Luftdurchzug damit nicht erreicht wird.

Dagegen besitzen wir in dem echten Kamelhaar-Bodenmantel ein praktisches Kleidungsstück, das alle hygienischen Ansprüche in vollstem Maße erfüllt. Das leichte Gewicht, die ausgezeichnete Porosität, Weichheit und Molligkeit des Gewebes machen ihn so beliebt. Dazu kommt seine angenehme Wärme und die besondere Eigenschaft der Regendichtigkeit. Überall, auf Straße, Reise und Wanderungen, leistet er in Wind und Wetter schützende Dienste, ist bebaglich, und die Kleidung darunter bleibt vollständig trocken. Man hüte sich aber vor den vielen minderwertigen Imitationen, den halb- und kunstvollen Strichkoden, die diese Vorzüge nicht besitzen.

Die bekannte Firma Feix Schulze, München 11, Maximilianstraße 40, stellt die echten oberbayerischen Kamelhaar-Bodenmäntel, Marke F. S. M. Wetterfest, her, die Weltruf genießen. Die Mäntel werden in modernen Fassons und Farben zu zeitgemäß niedrigen Preisen geliefert. Verlangen Sie bei Bedarf von obiger Firma auf einer Postkarte Katalog Nr. 34 mit vielen Modellen für Damen, Herren und Kinder sowie Muster, die Ihnen gegen franko Rücksendung kostenlos überandt werden.

LUFTKURORT im Riesengebirge
400-880m
Seidorf Auskunft durch
Verkehrsverein
Ein Gebirgs-, ein Dorf, ein Walddidyll

Hirschberger Thalbahn



Fahrpreismäßigung für Schulen u. Vereine
Anschluß an alle Fernzüge in Hirschberg

In Schlesien liest man die
Schlesische Zeitung



Endetendentes
Fräulein
rein arisch, fische Er-
scheinung, 28 Jahre alt,
musikalisch, mit tabel-
losem Vorleben, nicht
unbemittelt, sucht
ernste Bekanntschaft
mit feinsinnigem,
charaktervoll. Herrn
bis zu 40 Jahren, in
sicherer Lebensstellung,
zwecks Heirat. Angeb.
u. W. M. 149 a. d. An-
geleg. Verwaltung. Wilh.
Gottl. Korn, Breslau

Beachtet
unsere Anzeigen!



Breslau 1
Fach 18/122
Illustr. Schrift frei;
Diskretversd. 30 Pfg.

Achtung — Sonnenheim!
Neugebautes Fremdenheim, herrlich
gelegen für Wintersport, an Ghauffee
Hainbergshöhe, Brotbaude, schöne Zim-
mer, direkt am Walde. Besitzer Lober

Leinenkleidung

Bergsport und Trachten

„Ski-Hütte“

Berlin C 2, Jüdenstr. 54

Prospekt W. kostenfrei

Strauß-Hotel

Hirschberg i. Rsgb. am Bahnhof

Das Haus mit kleinen Preisen

Fernsprecher Nr. 2401 — Aufmerksame Bedienung

Werbt Mitglieder

in unseren

Sommer- und
Winterfrischen
des Gebirges!

Soeben erschien:

Cosmus flam

Die Salzstörche

Erzählung aus den schlesischen Bergen
Ganzleinen. Rfd. 3.—

Schmuggler trieben nach Beendigung der Schlesischen Kriege ihr Unwesen an der preußisch-böhmischen Grenze, unterstützt von den Sympathien der zunächst noch österreichfreundlichen Bevölkerung. Das sehr gut und geistreich erzählte Buch berichtet, wie die Stimmung im Lande nicht zuletzt unter dem Eindruck der Persönlichkeit Friedrich des Großen umschlägt und wie das Unwesen, das traurige Opfer gefordert hat, ebenso geheimnisvoll aufhört, wie es angefangen hat. Für jeden Schlesier wird das feine Buch eine Freude sein.

Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau

Hauptvorstand des Riesengebirgsvereins e. V.

Hirschberg i. Rsgb., Geschäftsstelle: Adolf-Hitler-Str. 34 I, Fernr. 3225

Sprechstunden: wochentäglich von 3-5 Uhr.

Vorsitzender: Studienrat Dr. Lampp, Hirschberg-Cunnersdorf, Friedhofstr. 20.

Fernruf 2984 — Schatzmeister: Stadtinspektor Alfred Höhne, Grunauer Straße 9

Postcheckkonto: 52561 Breslau.

Herbergsleitung: Buchhändler Paul Rübke, Hirschberg, v. Hindenburg-Str. 66

Fernruf 2006 Postcheckkonto Breslau 1149

Jugendwanderer-Auskunftsstelle: Buchhändler Paul Rübke

Museum u. Bücherei d. Riesengebirgsvereins

Hirschberg (Rsgb.), Kaiser-Friedrich-Str. 28. Geöffnet wochentäglich, außer Freitag, von 9-12, 2-4,30 Uhr (Klingel neben der Haustür). Anmeldung von Schulen und Vereinen unter Angabe der Besucherzahl rechtzeitig beim Museum, Hirschberg i. Rsgb., Kaiser-Friedrich-Straße 28, Fernruf 3225

Verkehrsverein Hirschberg i. Riesengebirge

Adolf-Hitler-Str. 34 I

Fernruf 3032

Der Bannwetter

im Riesengebirge

Zeitschrift des Riesen- u.



Iser-Gebirgs-Vereins

Druck und Verlag Wlth. Gottl. Korn,
Breslau 1

Hauptschriftleiter: Dr. Herbert Gruhn, Breslau 1, Vorderbleiche 7 II
(Verantwortlich f. d. ges. Inhalt, außer Anzeigen)

Bezugspreis im Abonnement monatlich 25 Pfg. Für Mitglieder des R.-G.-V. ermäßigter Preis. Bestellungen nimmt jede in- und ausländische Postanstalt und der Verlag Wlth. Gottl. Korn, Breslau 1, Schweidnitzer Straße 47 (Fernsprecher 52611, Postfachkonto Breslau 31151) entgegen. — Anzeigen: Die neungefaltene Millimeterhöhe 0,08 RM., Nachlassstaffel A — Verantwortlich für den Anzeigenteil der Hauptausgabe: Richard Stier, Breslau. — VI II. B. 10100 — Anzeigen-Annahme durch den Verlag. Verantwortlich für die Anzeigen auf dem Umschlag „Ausgabe für die Landesgruppe Sachsen im RGV“ Georg Eißke, Dresden. — VI II. B. 1100 (in der VI der Hauptausg. enthalten) Druck Wlth. Gottl. Korn, Breslau

Nr. 10

Breslau, Weinmond / Oktober 1934

54. Jahrgang

Ein Brunstmorgen am Kolbenkamm

Von Hans Hubertus

Wir saßen abends am knisternden Kaminfeuer, meine Frau und deren Freundin, die auf Besuch gekommen war, und ich. Es war ein wirklicher Kamin, nicht bloß so ein Ofenloch, wie es in Romanen als solcher bezeichnet wird, denn wir wohnten damals in einem uralten Gemäuer mit dicken Wänden, tiefen Fensternischen und gewölbten Decken, in dem der Kamin als altes Überbleibsel erhalten worden war. Ihm dankten wir manche gemütliche Stunde, denn in dem alten Steinbau war es im Sommer oft zu kühl und bei Regenwetter ein Kaminfeuer unsere einzige Rettung. Zur Feier der Ankunft der Freundin hatte ich eine gute Flasche spendiert, und wir schwasteten uns fast bis Mitternacht fest. Es war recht gemütlich. Die glühenden Fichtenzapfen strahlten angenehme Wärme und warfen einen rötlichen Schein auf die Hirschdecke uns zu Füßen, wo die Hunde behaglich schnarchten. Männe hatte, ganz in Wärme und Wohlgefallen aufgelöst, alle vier Läufe von sich gestreckt, ab und zu zuckten die runden Pfötchen wie im sausen-den Galopp, und dazu ertönte ein kurzes „jiff — jiff“ aus den seligsten Gefilden des Traumes.

Fast hatte ich meinen Unmut vergessen, hier in der Stube sitzen zu müssen und nicht auf der Jagdhütte zu sein, denn es war mitten in der Brunstzeit. Aber es regnete in einem fort, die muffige Luft war in den Bergen mit dickem Nebel erfüllt, die Hirsche schrien nicht und zu sehen war nichts. Wenn wirklich einmal vor Tagesgrauen ein Hirsch gelangweilt meldete, so verschwieg er vor Hellwerden. Eine tödliche Stille lastete in der Luft, die Wolken krochen schwerfällig die Berge entlang, hüllten mich ein, gaben für eine Minute die nächsten Fichtenzapfen frei, um alsbald mit verstärkter Gewalt alles wieder zu verschleiern. Kein Lüftchen rührte sich, lautlos fielen die Tropfen von den Nadeln, man hörte nur das leise Rieselnd der vielen kleinen Wässerchen, die in jeder Falte schäumend den Berg hinabeilten.

Da war wirklich im Revier nichts zu machen. Nachdem ich vergeblich ein paar Tage eine Besserung des Wetters,

wenn es auch nur auf Stunden gewesen wäre, auf der Jagdhütte abgewartet hatte, war ich nach Hause gegangen. Hier saß ich bei dem klatschenden Regen besser als oben.

„O wie schade“, sagte die Freundin, „hätte ich wirklich sonst einen Hirsch schreien gehört oder vielleicht gar einen zu sehen bekommen? Ich habe noch nie einen Hirsch gesehen.“

Ich goß den letzten Rest des Sorgenbrechers in die strahlenden Josephinenhütter Kelche, und dann gelüstete es mich, doch noch einmal nach dem Wetter zu sehen. Mit ein paar Säßen war ich wieder im Zimmer. „Kinder“, rief ich, „es ist sternklar eine wundervolle Nacht, kein Wölkchen mehr am Himmel! Ich lasse sofort anspannen, kommt ihr mit?“

Das gab eine jubelnde Zustimmung. Die Damen warfen sich eiligst ins Bergkostüm, wozu ich besondere Sorgfalt auf wasserdichte Schuhe, dicke Strümpfe und dergleichen weiter oberhalb empfohlen hatte, ich packte die Rucksäcke mit Reservezeug und Mundvorrat — Getränke aller Art waren schon oben — und bald fuhren wir in die sternhelle Nacht hinaus. In weiten Bögen führte uns die Chaussee um das Tal herum die Berghänge hinauf, immer tiefer und ferner verschwand das Städtchen mit den Lichtchen vereinzelter Nachtlaternen, und nach einer Stunde guter Fahrt endeten wir oben im Walde auf der höchsten Stelle der Kunststraße, die hier über den Paß in das andere Tal wieder herabführte. Wir stiegen aus, schickten den Wagen zurück und gingen mit unserem Gepäck zur Jagdhütte hinauf.

Unsere Freundin, der so eine nächtliche Waldpartie etwas Neues war, schwelgte in Entzücken. Still war der Bergwald, nur unsere Nagelschuhe knirschten auf Kies und Steinen. Wo einmal ein Talgrund in den Weg auslief und den Wald neben uns öffnete, blieben wir stehen, um zu horchen. Aber alle Bäche und Rinnsale waren so mit Wasser angefüllt, daß man nur ein gleichmäßiges Rauschen hörte.

Es war bald drei Uhr morgens, als wir in der Hütte anlangten. Schnell machte ich Feuer, holte Wasser aus dem

naheliegenden Quell, und bald sahen wir im schnell erwärmten Stübchen bei einem gemütlichen, freilich recht zeitigen Frühstück. Nach einer kurzen Ruhe auf den Strohsäcken ging es gegen fünf Uhr hinaus in den kalten, klaren Morgen. Wir hatten nur eine gute Viertelstunde zu gehen, um auf bequemen, fast horizontalem Birschpfade an eine hinter dem Berge liegende große Schlagfläche zu kommen, auf der ich das Schauspiel der Brunft erwartete.

Als wir um den Berg herum waren und aus dem Holze herausstraten, hörten wir einen guten Hirsch vor und über uns andauernd orgeln. Von unten aus der anschließenden Dichtung antwortete ein zweiter mit ebenso tiefer Stimme. Andere meldeten weiter unten in näherer und weiterer Entfernung. Der Wind stand auf uns zu und war so günstig wie nur möglich. Das Entzücken unseres Gastes war schon auf den Höhepunkt gestiegen. Wir gingen den Pfad weiter auf die Kulture hinaus, bis wir fast in Höhe der Hirsche waren, und blieben hier stehen, um das Weitere zu erwarten. Das hohe Himbeerkraut, das die Fläche überzog, bot uns Deckung genug. Vorläufig schützte uns noch das Dunkel. Wild rege zu machen, brauchten wir nicht zu befürchten, denn wo die schreienden Hirsche waren, hörten wir, und das Rahlwild stand sicherlich bei dem oberen, der der Plashirsch zu sein schien.

Ich hatte damit gerechnet, daß das Wild hier stehen würde. Nun war anzunehmen, daß es beim Hellwerden den Hang herab in die Dichtung ziehen würde. Der Hirsch konnte mir dabei schußrecht kommen. Da alles heute so überraschend klappte, hegte ich fast die Hoffnung, daß der Hirsch aus der Dichtung heraufziehen, der obere ihn annehmen und es daher vor unseren Augen zum Kampfe kommen würde.

Die Hirsche röhreten so heftig, als ob sie nach dem langen Schweigen der Regentage nun alles nachholen wollten. Meine Damen zitterten vor Aufregung. Aber der Hirsch von unten schien dem Schrei nach nicht näher zu kommen, er kannte vielleicht den oberen als stärkeren und wollte den Kampf nicht wagen. Dafür rückte dieser jetzt langsam herunter. Immer dröhnender und aufgeregter erscholl sein mächtiges Orgeln, ab und zu hörte man den Wütenden im Gebüsch schlagen und im

Gestrüpp reißen; flüchtiges, von ihm getriebenes Wild klappte mit den Schalen im Geröll, bisweilen ertönte das leise Mahnen eines Tieres. Aber zu sehen war noch nichts, der Hang war zu unübersichtlich und das Licht noch nicht hell genug.

Wir schoben uns, immer die Entfernung aus dem Schrei schätzend, vorsichtig auf dem Pfade näher heran. Zu weit durften wir nicht vorgehen, ohne die Gefahr heraufzubeschwören, daß das Wild direkt auf uns zu oder sogar hinter uns zu Holze zog. Dann kam es uns in den Wind, und der hoffnungsvolle Anfang endete mit einem Mißerfolg. Unsere Aufregung stieg von Minute zu Minute.

Über dem jenseitigen Ramme rötete sich endlich leicht der Himmel, sein heller Schein gab unserem Schauplatz das ersehnte Büchsenlicht. Wütend schrien sich die beiden Hirsche an, der von unten schien näher gekommen zu sein. Das steigerte die Erregung des Plashirsches, der den Ankömmling durch immer drohendere Schreie fernzuhalten versuchte.

Wir waren jetzt fast auf Schußnähe herangekommen. Ich schob meine Damen ins hohe Himbeerkraut neben dem Steige, wo sie bis an den Kopf gedeckt waren und sich nur die Stauden auseinander zu biegen brauchten, um genügenden Ausblick zu haben. Ich selbst drückte mich an die Himbeerwand, die gespannte Büchse im Arm, und schlich gebückt einige Schritte vor. Nicht weit von mir senkte sich der Hang in eine flache Mulde, in die ich Einblick gewinnen mußte, sonst konnte der Hirsch in dieser, ungesehen von mir, über den Steig herabziehen.

Zunächst verschwieg er. Wo war er? Eine unangenehme Spannung bemächtigte sich meiner und trieb mich vor, um an die Mulde zu kommen. Im Augenblick erstarrte ich aber zur Bildsäule — ganz nahe oberhalb des Steiges frachte es im Gebüsch, Stauden peitschten hin und her, Fegen flogen in die Luft — da schwankte wie ein dürrer Ast eine zackige Stange hervor, dann die andere, das ganze Geweih, der Kopf, der bemähte Hals — nun stand der Hirsch da in voller Majestät, vom ersten Morgenschimmer fahl beleuchtet. Er senkte den Kopf und starrte unbeweglich dumpf vor sich hin, in Wirklichkeit beobachtete er scharf den abfallenden Hang, auf dem der erwartete Nebenbuhler wahrscheinlich leise und



Da hob der Hirsch das mächtige Haupt und donnerte einen rasselnden Trenzer heraus

vorsichtig heranzog. Eine Minute atemloser Spannung verging. Da hob der Hirsch das mächtige Haupt und donnerte einen rasselnden Trenzer heraus. Fast gleichzeitig kam die Antwort von unten, aber noch von der alten Stelle; der Widerfacher hatte sich doch nicht herangewagt.

War ich einen Augenblick im Zweifel gewesen, ob ich dem vor mir stehenden Hirsch die Kugel antragen oder warten sollte, bis der andere heran war und uns vielleicht das in freier Wildbahn so seltene Schauspiel eines Kampfes bot, so war dieser Zweifel behoben. Ich mußte jetzt schießen. Der Hirsch würde nach dem Schrei gleich wenden und zu seinem Rudel zurückziehen, dann verschwand er mir im hohen Kraut oder hinter den großen Steinen, und ich bekam ihn, bei den häufigen Zwischenfällen einer Bruntbirch, vielleicht nie wieder vor die Büchse.

Diese Überlegung war kürzer als die Erzählung davon. In dem Augenblick, als der Hirsch den letzten nebelnden Schrei herausstieß, bekam er die Kugel. Mit einer mächtigen Flucht fuhr er in die Höhe und polterte den Hang hinab. Das unsichtbar gebliebene Rudel brach prasselnd durch das Gepräz, und in wenigen Sekunden war tiefe Stille. Auch die näher stehenden Hirsche verschwiegen, nur in der Ferne grölte noch ein Schneider mit hoher Stimme. Das Schauspiel war aus.

Ich war gut abgekommen und meines Schusses sicher, und sah mich nach meinen Damen um. Die kamen eiligst herangelaufen. Meine Frau flog mir an den Hals und wußte nicht, ob sie vor Freude weinen oder lachen sollte. Die Freundin war bleich und klapperte vor Frost und Aufregung. „Ach wie schade“, sagte sie, „der schöne Hirsch ist fort! Den haben Sie vorbeigeschossen.“

„Du Kamell!“, rief meine Frau, „der hat die beste Kugel von der Welt und liegt da unten keine zweihundert Schritte weit.“ „Ich habe gehört, wie er zusammenbrach“, fügte sie zu mir gewandt hinzu. Ich hatte es nicht gehört, aber ich konnte ihrem feineren Gehör vertrauen. Meinem Abkommen nach mußte es ja auch stimmen.

Nun zündete ich mir erst eine Beruhigungszigarre an, dann standen wir, über das Erlebte noch einmal nachdenkend und unsere Gedanken austauschend. Hinter dem gegenüberliegenden Ramm kam das Morgenrot hoch und übergoss unseren Hang mit rosigem Licht.

Ich verbrach nun den Stand, von dem ich geschossen hatte, mit einem quer über den Steig gelegten Himbeerstengel, danach gingen wir zu der Stelle, wo der Hirsch den Pfad überfallen hatte. Bruntgeruch schlug uns entgegen, auf einem Himbeerblatt lag ein kleiner Schweißspritzer. Den Anschuß wollte ich zunächst nicht erst suchen, ich war ziemlich sicher, ihn in dem Gepräz doch nicht zu finden. Auch war die Erwartung zu groß, und bis an den Rand der unterliegenden Dichtung konnten wir ruhig über die freie Fläche gehen, ohne die Jagdregel zu verletzen, auf ein beschossenes Stück Wild erst nach einigen Stunden zu suchen. Wenn der Hirsch noch auf der Kultur war, dann lag er verendet da, sonst mußte er in die Dichtung hinein sein, und dann kam die Nachsuche später.

Durch das klatschnasse Himbeerkraut arbeiteten wir uns den Hang herab, nach wenigen Schritten bis auf die Haut durchnäßt. In dem rauen, überwucherten Geröll mußten wir mehr klettern als gehen. Nach halbstündigem Suchen juchzte meine Frau auf, sie war gerade auf den Hirsch zugelaufen, der zwischen Steinen und Gekräut halb verdeckt an einem guten Blattschuß verendet lag.

Der Jubel der Damen war unbeschreiblich. Wir umfaßten die starken dunkelperligen Stangen, bewunderten die elfenbeinweißen Enden, die vierzackigen Kronen. Dann küßte ich den Hirsch und brach die braunen Haken aus.

Die Sonne war über den Berg gekommen, Drosseln schackerten, ein Wandersinkenwarm frohlockte in der blauen Herbstluft. Noch einmal suchte das Glas über die besonnten Blüten des Rammes, es war kein Wild zu sehen, nur ein abgeschlagener Schneider kroch noch oben im Geröll herum und trug seinen Groll über die Entsagung dieser Bruntnacht in ein stilles Dickicht.

Mit Siebenmeilenstiefeln

Von Rudolf Kauschka

Als wir den Bahnhof Hohenelbe verlassen hatten und uns über die violett eindämmernenden Felder gegen Langenau wandten, glaubten wir an eine Nacht voller Sterne. Der Mond, fast völlig rund, hatte eben einen hohen Saum grauer Wolken auf östlichen Wäldern überstiegen und vermählte nun sein Licht mit der orangefarbenen Abendhelle, die hinter den westlichen Hügeln nur schwer verblassen wollte. Wir maßten ihm die Kraft zu, daß er die Wolken, die über dem Schwarzen und dem Fuchsberge in einem letzten müden Leuchten erglommen, leicht zerstreuen könnte, um uns eine Nacht zu schenken, wie wir sie wünschten: hell und kühl. Hätten wir gewußt, daß die Schluchten jenseits jener Berge mit Nebeln schier unerschöpflich gefüllt waren, wir wären nicht so hoffensfroh in den Abend gewandert.

Nun stiegen wir bei Oberlangenau nieder ins Tal, das uns mit hundert traulichen Stubenlichtern zuwinkte. Leichte Wolken wehten schon über den Mond und trübten seinen Glanz: so verging allgemach seine Herrlichkeit. Nur noch zweimal bligte sie sekundenlang auf: das war oben im hohen Tann des Seidelbachgrabens, wo der Weg die scharfe Kehre macht, und noch höher oben auf dem „Tanzboden“; dort fiel sein bestes Gold durch die Fichtenwipfel auf uns. Dann öffnete sich für kurze Zeit über dem Bönschberge ein opalener Nachthimmel, dessen sanfter Schein den dunklen Waldweg nach den Auerviesbauden erhellte.

Bei diesen „Hütten am Hange“ warf sich uns die Nacht kühlwindig entgegen, daß wir kräftiger ausschritten. Wie im

Vorüberfliegen sahen wir zur Linken fern draußen Waldkämme niedersinken vom hohen Gebirge, Ramm hinter Ramm, mit vereinzelt Lichtern im gleichmäßig faden Grau dieses Abends. Aber die hohen Ruppen der Kämme, so auch unser Fuchsberg, waren von Nebeln überwogt. Ein wilder nordöstlicher Wind zwang sie bis in den Wald herab, den wir jetzt durcheilten, und verstrickte sie in sein Geäst. In diesen wildgejagten Nebeln glockten plötzlich die Baudenlichter des Fuchsbergplanes über uns auf, jetzt nahe, dann wieder scheinbar grenzenlos fern, aber doch herzerfreuend. Als wir die letzten Schritte aus einer schützenden Schneise herausstolpten jenen Lichtern zu, fuhr uns auf den brachen Wiesen der Nebelsturm so grimmig kalt an, daß uns dann die ungeheizte große Gaststube der Fuchsbaude eine ganz wohlige Wärme vortäuschte.

Um 8½ Uhr stemmtten wir uns wieder gegen den ungefügigen Nachsturm, der uns allsogleich bis ins Mark durchschauerte. Schlotternd und zähneklappernd hasteten wir dem gespenstischen Bannwalde zu. Es galt vorerst, den Weg nach Berauerberg zu finden. Nach planlosem Umherquatschen in dem überaus feuchten Gelände schwärmten wir bergwärts aus. Bald fiel der erlösende Ruf: einer hatte den Steig gefunden. Nun eilten wir auf dem mählich absinkenden fort, bis uns der Führer in eine Schneise nach links einschwenken ließ. Auf der stolpten wir in unsicherem Lichte hart unter dem wilden Gewoge des Nebels fort, ohne merklich an Höhe zu verlieren. Endlich kamen wir auf eine Waldblöße, über die wir uns auf Geheiß des Führers hinabtrollten.



Riesengrund
und Schneekoppe

Da legte sich ein Weg quer vor uns hin.

Ohne daran zu denken, mit der Taschenlampe vorerst die Karte zu befragen, jagten wir auf dem sicheren Wege wie der Sturmwind hinab gegen Berauerberg. Nach wenigen Minuten stürzten wir auf den steilhängenden Plan heraus, wo einige Baudenlichter mühsam gegen den Nebel kämpften. Und prallten sozusagen an diese Tatsache, daß keinem von uns ein Weg durch den Steilwald in den Zehgrund bekannt war. Einer von uns klopfte, nachdem wir den falscheitigen Waldbrand umsonst nach einem Auswege abgetastet hatten, an einer dunklen Hütte an. Ein Licht flammte auf und eine Frauenstimme wies uns den gesuchten Steig. Gerade von dieser Baude weg lief er in steilen Windungen in den Zehgrund hinab.

Früh hindämmende Nacht des Zehgrundes. Uns entgegen singt das schlafmüde Lied des Baches; unsere Schritte, sicherlich die letzten dieser Nacht, die den Riesweg aufwärts stampfen. Wälder, tief herab von Wolken überweht: einsame, untröstliche Nacht. Einmal blitzt hoch oben aus sturmzerstreuten Nebeln ein Licht auf: wie vermuten es auf der Geiergucke.

Bald wenden wir uns nach rechts hinauf zu den Steinerhütten. Die beiden oberen schlafen schon, die untere wacht noch.

O köstliche Geborgenheit eines sanft erhellten Raumes vor dem Einschlafen! Alle Dinge darin haben sich ausgemüht, sind so befreit und selig-müde: der große Ofen braucht nicht mehr zu fauchen und summen, sauber blügend ruht sich das Geschirr aus, keine Last drückt die geruhssame Ofenbank mehr, und die Schube darunter haben sich alle so müde gelaufen, daß man es ihnen ansehen kann. Ganz leise pendelt die Zeit an der Schwarzwälder Uhr: wenn ich doch auch einmal ruhen dürfte. Nur die Lampe bittet: laß mich noch ein Weilchen wachen! Und da nimmt das blonde Mädchen, das sich eben den Haarknoten lösen wollte, ein kleines Buch von der alten Kommode und liest, bis ihr das Sandmännlein eine handvoll Schlaf in die Augen streut. O trauliche Geborgenheit zwischen vier Wänden, wie lockst du den ruhelosen Wanderer in der Nacht! Noch achtet er deiner nicht, doch wird er einmal in späten Tagen nach dir sich sehnen und vielleicht nicht mehr finden, wo er sich friedlich einnisten könnte!

Wir waren von den schlafenden Steinerhäuseln über einen Waldkamm geschritten. Da schimmerte fahl unter uns der Wiesenplan eines dunklen Grundes; die Blaugrundbauden hockten verloren darin. Und ein Hirsch orgelte unheimlich stark aus der Nebelnacht des Brunnbergwaldes. Es war in der 11. Nachtstunde, da kehrten wir beim „Blau Vinz“ ein.

Wie ohnmächtig tief mußten wir doch geschlafen haben! Urmächtige Brunnstschreie der Hirsche hatten die Nachtstille des Blaugrundes immer wieder aufgeschreckt. Wir hatten nichts gehört, als wären wir todmüde gewesen. Noch schlaftrunken lugten wir in nächtiger Frühe hinaus: ein schwarzer, mit goldenen Sternen besetzter Baldachin, hing der südliche Himmel über uns.

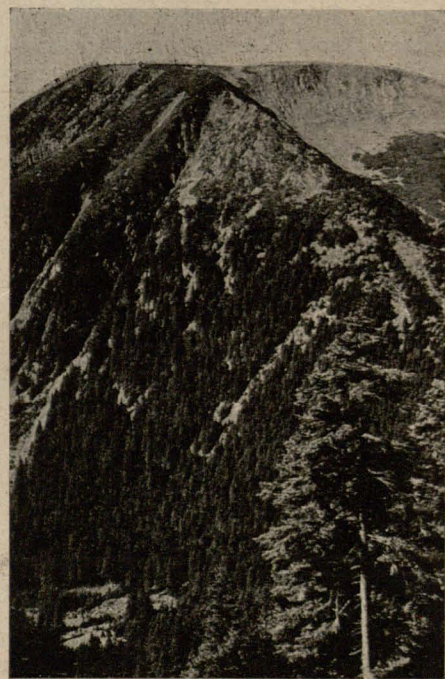
Als es dämmerte, verließen wir das Haus. Es war kalt, an den Wiesen merkten wir, daß es gereift hatte; unsere Füße streiften über mattsilbernes, gefrorenes Gras. Der Mond war untergegangen, den freien Himmel beherrschte das Licht des großen Morgensternes. Hoch oben, am Brunnberge, brausten noch die Wolken, auch die Schneekoppe stat in ihrem grauen Gewirbel; aber der Rosentamm war schon frei und über ihn schob sich ein zaghaftes Morgenlicht immer höher empor.

Wir tappten den Theresiensteig bergan. Er ist einer der schönsten im ganzen östlichen Riesengebirge. Wundervoll besonders dort, wo wir aus dem Bereiche des Hochwaldes plötzlich in eine Mulde voller Gras und Knieholz kamen. Da dunkelte tief unten noch in Dämmern der Riesengrund, uns zu Häupten aber stieg aus rasigem Kessel die Blauhölle auf: graue, steile Felsrunsen, überstürzt von einer rasenden Flut rot angehauchter Wolken. Darüber vergaßen wir alles, wir starrten nur noch auf dieses einzige Bild.

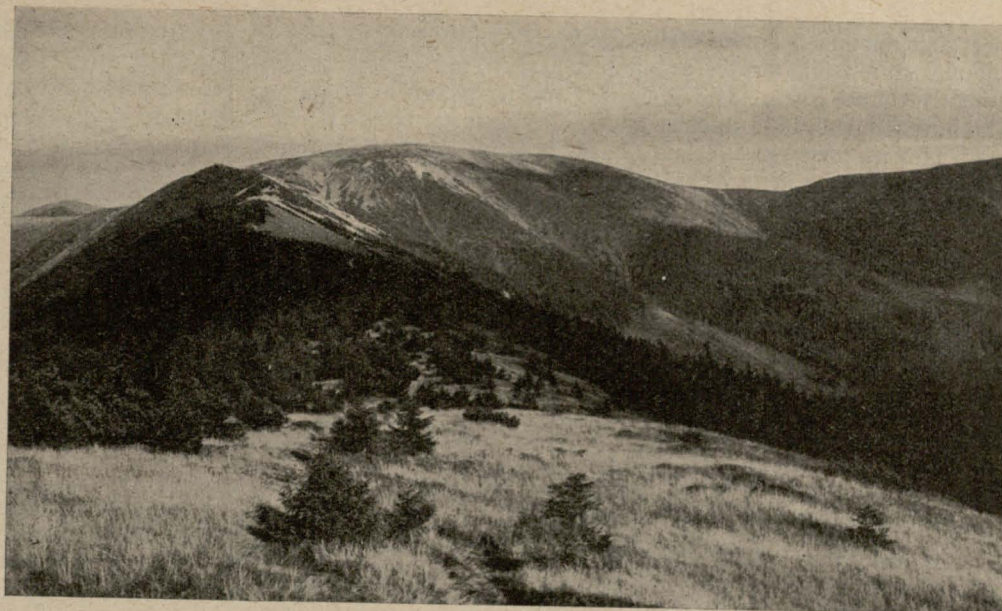
Während sich im Walde, den wir heraufgestiegen, kaum ein Wipfel bewegt hatte, brauste jetzt aus der Blauhölle ein eisiger Fallwind von unerwarteter Heftigkeit gegen uns herab, daß die weite Krempe meines Hutes zu knattern und flattern begann. Wir sahen zwei felsige, durch einen mit Knieholz bewucherten Grat voneinander gesonderte Steilmulden über uns, von denen die linke ganz oben mit grauen Platten kräftig gepanzert schien. Diese, als die zünftigere, wurde angepakt, und so mühten wir uns denn auf steilem Rasenkegel nach jener Mulde hin, die sich mit einem kleinen Rinnfal trichterförmig öffnet.

Hier begann nun die eigentliche Kletterei. Wie gut war es doch gewesen, daß wir emsig gestiegen waren und eine mächtige Wärme in uns angehäuft hatten! Immer toller stürzte der kalte Sturm auf uns herab. Dazu mußten wir jetzt oft die frostigen Felsen fassen, oft die Hände ins vereiste Gras und harzige Knieholz verkrampfen, um uns von Stufe zu Stufe emporzuschwingen. Das kühlte uns merklich ab.

So hoben wir uns immer höher, überlisteten auf schmalen, grasigen Bändern glatte Felsplatten, und je mehr wir uns



Brunnberg mit
Rübezahls Handschuh



dem Wolkenbrausen näherten, desto blanker und plattiger trat der nach abwärts geschichtete Fels zutage. Trotz des kalten Sturmes, der eisigen Felsen und des klirrend gefrorenen Grases war es ein herrliches Emporklimmen. Hinter uns über dem stillschwarzen Rosenkamme der jetzt ruhig und kräftig aufkeimende Morgen, die mählich erwachenden Täler tief unten, und draußen, hart zu unsern Füßen, eine felsige Tiefe, die immer drohender wuchs, und über uns der erstaunlich wilde Hergentanz der Wolken, der vor unserer anstürmenden Kraft scheinbar immer höher zurückwich, als scheute er sich, seine schaurigen Schleier um uns zu werfen.

Wir hatten uns gleich nach Überwindung der Einstiegsrinne durchaus im rechtsseitigen Gehänge der Mulde gehalten, waren sogar einmal ganz nahe an den Grat gekommen, nun drängte uns hoch oben ein steiler Gürtel unfreundlicher Platten in die Mitte des Trichters, wo eine Felsstufe von fast doppelter Mannshöhe unser heutiges Klettern hemmte und abdrängender Fels uns loszuschütteln suchte. Es war eine Stelle, wo sich jeder, stehend auf abschüssigem Gestein, vollkommen sicher bewegen mußte. Wäre einer gerutscht, er wäre unfehlbar kopf- über ins Jenseits gekollert.

Da und dort tastete ich über den Felswulst vergeblich nach Griffen. Nichts war da, alles glatt geschauelter, abwärts geneigter Fels. Da entdeckte einer der Gefährten dort, wo niemand ihn vermutet hätte, den erlösenden Griff für die rechte Hand, einen richtigen Felsenhaken, daran er sich emporziehen konnte, indessen ich mich hinter ihn gestellt hatte, um ihn allenfalls unterstützen zu können. Damit hatten wir, ohne unsere Wegrichtung ändern zu müssen, den Schlüssel zur Durchsteigung der Blauhölle in die Hand bekommen. Die letzten 10 Meter boten kein ernstliches Hindernis mehr, froh stiegen wir aus dem Höllenrachen hinauf in die neidischen Nebel des Steinbodens. Die hatten an Gras und Knieholz kleine, feine Fahnen federigen Raufrostes geheftet, die wir rücksichtslos durchschlüpfen.

So um 7 Uhr wanderten wir über die Höhe des Steinbodens, bewegten uns als weite Schwarmlinie gegen Westen, um auf der ausgedehnten Hochfläche die Kapelle zu finden. Merkwürdig war es, daß uns jetzt ein strenger Oststurm in den Rücken fiel. Er trieb uns mit blau durchleuchteten Wolken über die bereiften Halden hin. Unserem rechten Flügelmanne blieb es vorbehalten, zuerst auf die Kapelle zu stoßen.

Nun legten wir mit der Bußsole die Richtung nach dem Hochwiesenberge fest. Es klappte wie am Schnürchen. Bald hatten wir seine felsige Ruppe überschritten und wandten uns nun der Eiskuppe zu, denn ich beabsichtigte, auf dem nördlichsten, dem sogenannten „Kammel“, in den Klausengrund abzustiegen. Auch das gelang; nur hatten uns einige tückisch glatte Geröllstreifen etwas tiefer als nötig getragen in einen

Krummholzgraben, das erwähnte Kammel knapp zur Rechten. Das sah ich erst, als dieses Kammels schwarze Sägezähne die Nebel durchschnitten.

Ein Blick auf die Uhr bewog mich nun, um des fernen Zieles willen, diesen Sägegrat aus dem Fahrtenplan zu streichen. So stoben wir denn nieder in der schmalen, steilen Knieholzzrinne, deren Geäst die Wucht der vorwärts stürzenden Körper aufzuhalten suchte. Es gehörte zu den schönsten Augenblicken dieses so bilderreichen Tages, als wir wie Sturmvögel aus den dunkelgrauen Wolken niederstießen, der fernen Tiefe von St. Peter zu, die uns mit allen Farben des frühen Herbstes, mit golden-grünen Wiesen und blizenden Häuschen plötzlich und wunderbar entgegen blühte. Im morgenblauen Mantel seines Waldes reckte sich wuchtig der nahe Heuschöber; sein kahles Haupt sonnte sich in einem selig blauen Himmel, und in goldig dunstige Ferne verloren sich die niedrigen Vorberge des westlichen Gebirges.

Als das gewährte ich glücklichen Auges vom erreichten Luisen-Pirschsteige, indessen sich zwei der Freunde noch hoch oben mit dem Krummholz herumalgten.

Auf dem Pirschwege vereinigte sich das Vierblatt wieder, schnallte die Zoppen auf die Rucksäcke und öffnete die Brust dem kühlen Morgen. Und ließ dann, als wir den Rosegger-Weg gequert hatten, unseren Weg im 10-Kilometer-Tempo unter den Füßen zurückjagen, göttlich wie der Sturm, der hoch hinter uns auf dem Brunnberge den gleißenden Kamm der Wolken niederbog in den schattigen Grund. Noch vor Spindelmühle schlugen wir uns nach rechts durch den Wald und sammelten uns in der Mädelstegbaude zur ersten Morgenrast.

Ich liebe die klaren, kühlen, die sturmdurchrüttelten Herbsttage. Soviel leichter schwingt ihre Luft um uns als die schwere, drückende des Sommers. Als ob sie fähig wäre, die Lungen mit einer köstlichen Gewalt zu füllen, daß selbst uns Alternben noch die selige Beschwingtheit und die unerschöpfliche Kraft der Jugend vorgegaukelt wird. Und das Herz, das vielgeprüfte, schlägt noch einmal einen so guten Schlag, als ob es niemals und nie mit der letzten Kraft bis zum Zerspringen gespannt worden wäre. Ihr glücklichen Tage mit Herbstes Sturm und Fülle, wie liebe ich euch! Blaset euere besten Posaunen, glüht euere göttlichsten Farben, schenkt euere vollsten Früchte, wenn das Herz seinen letzten Bergtag feiern wird!

Aber auch der brausendste Jugendsturm wird still, so ein Hang wie der Osthang des Schlüsselberges auf ihn wartet. Wir wanderten nach kurzer Rast erst ein Weilchen talein auf einem Wege, der uns langsam über den Elbgrund emporhob; dann wandten wir uns vollen Gesichts einer breiten, steilen Waldblöße zu, links von Jungwald, rechts von Hochwald gesäumt, über die wir vor Jahren einmal die flüchtigen Hölzer

herabgeschwungen hatten. Am Saume des jähren Hochwaldes stampften wir nun weglos und schwer bergan, bis wir hoch oben am Bärhübel jenen einzig schönen Pirschweg fanden, der uns, mählich steigend, bald zu einer aussichtsreichen Jagdhütte führte und uns im weiteren Verlaufe durch das sogenannte Gehänge immer näher an jene gewaltigen Plattenwände brachte, mit denen Hochfläche des Gebirges in den Elbgrund niederstürzt —

Die zehnte Morgenstunde war schon abgelaufen, als wir an diesem herrlichen Steilhange dahinschlenderten unter der wolkenumbrodelten Goldhöhe und hoch über dem farbig aufflammenden Elbgrunde, seinen eindrucksvollen Abschluß und das baulovolle Reich der Siebengründe immer vor Augen. Aber alles lag jetzt in gedämpftem Licht, Wolkenschwärme hatten sich von den östlichen Bergen gelöst und über den ganzen Himmel ergossen; nur ein einziger winzig kleiner Wiesenplan in den Siebengründen — ich weiß nicht, gehörte er zu den Tippelt- oder Davidsbauden — leuchtete, unablässig von Sonne beglückt, tief smaragden zu uns herauf.

Später kargte die Sonne auch mit uns nicht mehr. Immer häufiger jagte sie ihre schmalen Lichtspeere durch die Wolken und warf schließlich ganz große Bündel goldensten Lichts über unseren Hang herab. Da strahlte der Tann in einem unbeschreiblich glänzenden Blaugrün, süß dunkel wie nie, und aus dem goldenen Berggras starrten die tiefblauen Garben des großen Enzians in nie gesehener Menge. Es war ein ganzer Wald voller Enzian, der uns unsäglich entzückte. Und darum muß man diesen Steig im frühen Herbst wandern, wenn der Wald zu bluten beginnt, die Gräser gilben und die Hirsche röhren.

Unserem hohen Pfade war eine Hirschfährte eingegraben. Wir verloren sie dort, wo auch der Weg im Knieholz vor einem tiefen Kessel sich verlor. Dessen riesige schwarzplattige Wände steilten sich gegen einen Himmel, der sich immer jauchzender entwölkte. Drüben an der jenseitigen Lehne des Kessels verhoffte das Rotwild, dessen Fährte wir gefolgt waren.

Wir hatten heute in diesem längst ersehnten Kessel nichts zu suchen; doch so gewiß als ich dies schreibe, wird einst einer Nacht in den Siebengründen ein Morgen folgen, der uns im Kampf mit wüstem Gewirr von Buschwerk und Farren aus dem Elbgrunde aufsteigen sehen wird ins hohe Felsenrund. Dann werden wieder Nägel schwerer Schuhe ins Gras sich verbeißen, in toddrohenden Felsrunsen wütend knirschen, und freche Hände werden wie stählerne Spangen den Fels umschließen, um uns zur lichtvollen Höhe zu helfen. Aber vielleicht kommt noch früher ein Wintertag, klar und mit führigem Schnee. Von hohen Firnwiesen kommen wir angerast auf geflügelten Füßen, um uns, gebückt wie zum Sprunge und weit vornüber geneigt, niederzudrehen, Schwung auf Schwung in den tiefen Grund, als koste es das Leben, alle Gewalt in Schenkel und Gelenke, allen Schwung in Schultern und Lenden gepreßt: eine heiße, sturmvolle und helle Lebenswoge voll gespanntester Willenskraft.

Jetzt aber strebten wir unmittelbar vor den schreckhaft steilen Plattenschüssen empor, der eine noch im Bereiche des Knieholzes, der andere schon im rasigen Rinnal und da und dort über schattigen Fels. So erreichten wir die Kammhöhe kurz vor dem Harrachstein, wo die letzten Nebel wogten. Wohl brandeten zeitweilig noch immer Nebel um die Goldhöhe, doch im Westen war es schon ganz klar geworden. Zahm sah die Kesseltoppe aus, die im Winter mit ihrem Wächtenkranz so verlockend prunken kann, sonnüberfunkelt all die gelben Höhen und die dunklen Gründe der Wälder. Ewig fern die blauen Waldwogen der Iserberge und unaussprechlich, daß wir sie heute noch durchwandern wollten.

Kurz vor Mittag brachen wir vom Harrachstein auf und schritten, zuerst über gemähte Halden, dann durch hohes Gras und schütterten Wald, dem Rahmserichgrunde zu, der den nördlichen Hang des Rahlen Berges von dem der Kesseltoppe scheidet. Einen Augenblick verhielten wir unsere Haft, denn Hochwild setzte nahe an uns vorüber. Einem mächtigen Plaghirsche folgten acht prächtige Tiere. Als wir die Fährte

querten, fuhr uns der starke Geruch des Wildes in die Nase; wie Kielwasser einem Schiffe folgte er dem Rudel nach. Noch sahen wir da und dort eine rotgoldene Decke durch den grünen Tann leuchten, dann war das seltene Bild entrückt. Wir selbst aber brachen nun nieder wie Rotwild auf der Flucht und stürmten durch hohes halbermodertes Farrnkraut an den sumpfigen Böschungen des Grabens dahin. Der sah ganz unordentlich und recht verschlafen aus. Selten öffnete er seine braunen Wasseraugen so groß, daß sich die Bäume bis zu den Wipfeln darin spiegeln konnten. Etwas mehr Wasser bringt dann der Mummelgraben, der von rechts her einmündet. Ein Weilchen folgten wir noch dem vereinigten Laufe beider Bäche, dann stiegen wir zu dem schönen Wege an, der von den Pantschewiesen herabkommt, und betraten ihn oberhalb Rübezahls Frühstücksstube.

Voll von Herbstgold lag der Mummelgrund und tausendfach sprühte es aus dem klarkühlen Wasser auf. Kein Blatt der gilbenden Buchen rührte sich, keines der goldenen Gräser flüsterete dem anderen seine kleinen Geheimnisse zu. Die dunkeln Tangeln wagten nicht zu atmen, so sehr beglückte sie das letzte warme Sommergold. Nur ein bunter Falter: ein verspäteter kleiner Fuchs, wiegte sich sorglos in sommerliche Glückseligkeit hinein, als wüßte er um sein frühes Ende nicht.

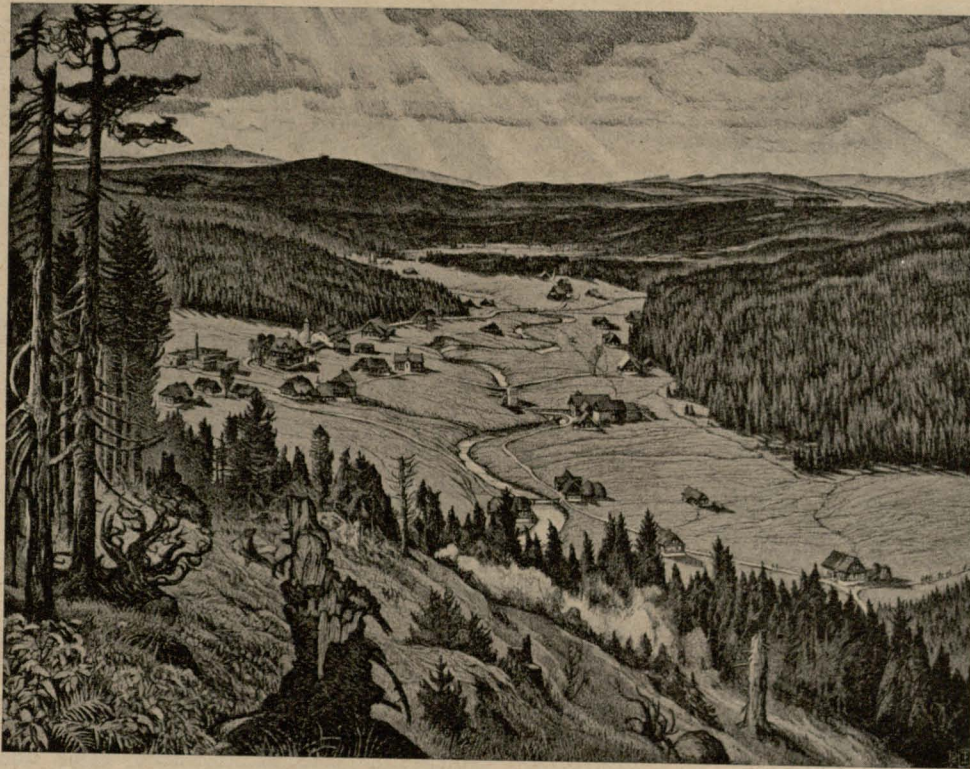
Ich hatte ein mächtiges Schrittmäß vorgelegt. In einer kleinen Stunde war der ganze lange Mummelgrund, waren Harrachsdorf und Neuwelt durchflogen worden. Nun saß ich am hellen Rande der Iserberge, wo ihr Wald zu den letzten Hütten Neuwelts herabkommt, und sonnte mich in wohliger Rast ein Viertelfündchen lang. Dann grub ich die starken Schuhnägel dem schönen Karlstaler Wege ein. So stürmte ich noch einmal die Wälder hinauf, bis mich auf breitem Waldekamm und hoch über sonniger Schneise die blauschattigen Milchksteine erfreuten. Und noch einmal brach ich weglos und wild wie ein Eber durchs Holz hinab zum Ziegenfloß, dann hemmte das goldbraune Wasser der Großen Iser meine einsame Flucht. Ich hatte Glück: ganz nahe lagen große Felsblöcke im Fluß, so daß ich das breite Wasser mühelos überschnellen konnte.

Dann stieg ich, endlich beruhigt, über eine goldene Lichtung den Buchberg hinan. Seine hohen Buchen begannen schon zu brennen, hinter mir, in der Steinbruchwiese, sonnte sich eine kleine, graue Hütte wie ein Käzchen im blonden Gras und die Eichensteine starrten stolz über einer großen Woge sonniggrünen Waldes von herbstgelber Höhe.

Da kam ich auf den hohen, grünen Plan von Klein-Iser. Seine Ebereschen glühten mich an, ferne Schüsse hallten aus den Wäldern um Groß-Iser: Tief in Forsten tobt die hohe Jagd. —

Es steht ein Wirtshaus am Buchberg. Weit sieht es gegen Osten und Westen über unermeßliche Wälder. Von Osten war ich gekommen; dort wölbte sich meilenfern und märchengolden als letzter Berg die kahle Kesseltoppe ins Himmelsblau. Diesen riesigen Raum hatte ich in kaum drei Stunden durchgemessen. Und der mir noch zu durchwandern blieb und bis zum fernen Goldsaum des Räligen Berges mit den heimatlichen Moornäldern meiner harrete, schien kaum weniger weit. Wer würde es glauben, soviel der blauen Waldwogen an einem einzigen früh sterbenden Nachmittage überschreiten zu können. Und noch lag soviel Zeit vor mir, daß ich nach allem Jagen nun gemächlich nach Weißbach wandern würde. Ich sah mich schon am Ziel und fühlte schon jetzt den gelinden Rausch, den jede gelungene Leistung gibt: mild durchglühte er meine beschauliche Rast im Wirtshause auf der Höhe.

Einsames, vielgeliebtes Klein-Iser, nie schied ein Sommer schöner von dir! Deine blank gemähten Wiesen leuchteten nie so verklärt, deine armen nebelgrauen Hütten lachten nie so heiter, nie lag eines Sommers Blau klarer in deinem goldenen Fluße und nie stand der wundervolle Kranz größer, dunkler Wälder feierlicher um deinen grünen Plan! Ich war bei dir zu allen möglichen Stunden eines langen Wanderlebens: flügelleicht hast du mich schweben sehen wie den braunen Bussard über dir;



Eduard Enzmann

Steinzeichnung

Klein-Jser

schwer fühltest du mich lasten wie die wild überwucherten Felsen auf deinem Wäldergrund; verschlossen und verfrostet fandest du mich oft, aber nie herzoffener als zu dieser Stunde. So ströme denn dein Leuchten wie durch ein dunkles Tor in mich!

Hinter mir zogen die Freunde in den waldumhegten sommerlichen Frieden des Dorfes ein. Sie riefen mir nach, doch ich hörte sie nicht mehr. Allein verlor ich mich in den großen, seligen Glanz meiner Wälder.

Und mir war ganz, als gössen sie ihr Licht in mich, den dunklen See, als liebten und umschlössen sie mich inniger wie je.

Lauter ließ ich meine Schritte den Schindelgraben hinabhallen. Da warf mir der Tag noch einmal sein Gold entgegen, das Buchenlaub des Käligen Berges verblutete sanft, der Mittagszahn stach wie ein dunkler Dolch über den abendblauen Wald des Scharchens, hinter mir schwoll der Mond über die redseligen Moornälder empor und in den silbern erblühenden folgten fern die Freunde.

Dann pochte der Abend behutsam an die Türen des Heimatdorfes, ringsum standen dunkel die hochgebogenen unverlierbaren Berge, und wie ein müde geflogener Vogel, der endlich heim will, schwang sich die schwer gefüllte Seele hinein in letztes Blau und Gold.

Idyllische Herbstwanderung

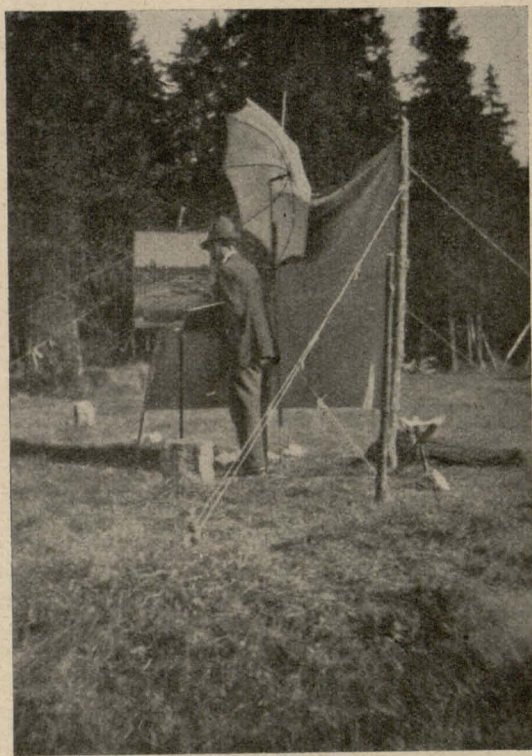
Von Will Helmi

Der Herbst ist in der Stadt. Die hochbeladenen Kohlenwagen stehen vor den Häusern, und schwarze, stämmige Gefellen tragen Korb nach Korb auf dem Rücken, die steif vorgestreckten Hände in der Schlaufe, in die dunklen Keller. Es riecht nach Kohlenstaub, die Luft ist voller Dunst. Herbsttruch der Großstadt! Die Menschen denken an Winterverforgung, die Kinder aber schon an Advent und Weihnachten. Wie sollten sie sonst das frühe Dunkelwerden ertragen!

Am Großstadthimmel stehen und ziehen schimmernde Schiffe der weißen Haufenwolken. Wer sie dahinschweben sieht, verfällt mehr als anderswo dem Fernweh. In den Grünanlagen riecht es bittersüß, und die Füße rascheln schon durchs vergilbte Laub. Drüben an der alten gotischen Kirche steht der weißhaarige Alte mit dem Patriarchenbart. Seine ausgebleichten Augen sind nach oben gerichtet, als ob sie den Glanz des

strahlenden Himmels noch aufnehmen könnten. Und scheint nicht auch die heilige Barbara in die Sonne zu blinzeln, nichtachtend des goldenen Kelches und der immer schneeweißen, ihren Händen anvertrauten Hostie? Herrlich hebt sich das Kapellengesims, auf dem sie, erhaben über alles Profane, steht, gegen den blauen Himmel ab. Wie scharf und gewaltig das alles in der klaren Luft steht, Giebel und Türme! Wie mußte es draußen im weiten Land farbenprächtigt sein! Und in den Bergen!

Wem zu dieser Jahreszeit ein wenig goldene Wanderfreiheit winkt, dem ist sie ein Geschenk. Der Schritt hastet durch die dumpfen Straßen. Heraus aus den Mauern! Erst der fahrende Zug gibt dem Drang nach der Weite ruhige Gewißheit, daß ein paar freie Tage köstlicher Gewinn sind. Jetzt ist man reich an Zeit wie der Herbst an Früchten.



Blumendorf am Fuß des Isergebirges, welch reizvoller, zum Aussteigen ermunternder Ortsname! Doch ehe der Entschluß zur Tat gereift, schnauft der Zug weiter nach Rabishau. Da steht das mächtige Schotterwerk, das man oft von der Höhe des Remniskammes in verklärter Fernsicht als Schloß angesehen hatte.

Eine prächtige Allee zieht von der Straße ab, vorbei an einem alten Bauernhof, das schöne gebrochene Dach halb verborgen unter alten Linden.

Je näher man dem Gebirge kommt, desto stiller und heißer wird die Luft. Die Mühe des Anstieges lohnt würziger Duft der Wälder, kühlender Schatten und ein schon geahnter Ausblick. Das Land dehnt sich bunt und weiträumig.

Das Resselschloß nimmt uns zum Abend auf. Unvergesslich bleiben dem Gedächtnis eingeprägt die Perlenkette der Lichter im Vorland, das sternüberstreute Firmament, die tiefe Stille der Nacht.

Beschwingt zieht man anderntags in den taueuchten, duftenden Morgen hinaus. Bald enthüllt sich das waldverborgene Flinsberg. — Der Weg nach den Rammhäusern macht die Pulse schlagen und den Schweiß tropfen, aber belohnt mit bezaubernden Fernsichten. Sanft windet sich das im Bett der Wälder ruhende Queistal zwischen Remnis- und Hohem Iserkamm. Wo Grüne Koppe und Weißer Flins den Horizont freigeben, zeichnen der Hochstein, dahinter das Riesengebirge mit der Schneekoppe ihre Umrisse ins blaue Himmelsblau. Eine leichte Wendung, und das Auge umfaßt den ungehemmten unaufzählbaren Bereich der Ebene, greift aus der Fülle eine Winzigkeit heraus, das kriechende, qualmende Schlinglein der Eisenbahn. Das Ohr vermeint den lustigen Pfiff der Lokomotive zu vernehmen.

Wunschloses Glück der Schau! —

Dann tauchen wir in den Iserwäldern unter. Von der Rammhöhe aus sieht man das verträumte Groß-Iser in Knieholz, Moor und Wiesen eingebettet liegen. —

Draußen im Isermoor.

Beim Krause-Schuster stehen drei große Ölbilder in der Sommerlaube. Sie werden hervorgeholt, wenn das Tageslicht für ihre Vollendung günstig ist. Meister Enzmann steht hinter der Wand aus Zeltbahnen, den abgeknickten Malerschirm

an langer Stange befestigt, und schwingt den Pinsel gegen die Staffelei. Die höchst überflüssigen Zuschauer, die lieber nach Edelsteinen und Iserinen im Saphirflössel suchen sollten, photographieren verstohlen das Idyll und stehen dann in andächtiger Bewunderung vor dem Werk des Malers, das den nur mit der Seele erlebbaren Stimmungszauber des Isermoors ausstrahlt.

Die sinkende Sonne überflutet noch einmal das Wäldermeer. Vom Buchberg aus gesehen, liegt das Riesengebirge mit Resselkoppe, Schneegrubenkamm und Reifträger besonders klar und nahe.

Unser Weg führt auf schmalen Steig hinab ins Tal der Iser, das für eine Abendwanderung so reizvoll ist. Ein paar heimkehrende Holzfäller begegnen uns, sonst kein Mensch weit und breit. Rasch bricht die Dunkelheit herein, die der hohe Wald vertieft. Vorsichtiger eilen die von Baumwurzeln gewarnten Füße dahin. Auch dem Menschen wachsen in der Finsternis Nachtaugen aus Instinkt und Einfühlung.

In dem Sammet der Nacht leuchten nach einer guten Stunde die kleinen Lichter von Hoffnungsthal auf, wie wenn im schwarzen Schacht plötzlich die Lichtpünktchen der Grubenlampen aufflammen. Weltverloren liegt Hoffnungsthal in der Einsamkeit, versunken und eingezwängt im Hochwald.

Als nach manchem Stolperschritt die Höhe von Strickerhäuser erklimmen ist, hängt zu unserer Überraschung die Riesensampel des aufgehenden Mondes am östlichen Himmel und gießt ihr formenauflösendes Licht über die Landschaft. In dieser verschwimmenden Helligkeit ist den lichtentwöhnten Augen das Zurechtfinden fast schwieriger als in der Dunkelheit.

* * *

Wer zum ersten Mal das Mummeltal heraufwandert, wird nachher gestehen müssen, es gibt kaum ein schöneres. Hinter dem Mummelfall bergwärts entfaltet es erst seine ihm allein gegebenen Wunder. Seine herrliche V-Form wird immer großartiger, die aufragenden Wände steiler und gewaltiger, und dennoch wirkt das Tal nicht bedrückend, besonders im Glanz der Sonne nicht. Und das kristallklare, bald bernsteingelbe, bald dunkelgrüne Wasser plaudert und rauscht, als ob es den Wanderer auf dem langen Weg unterhalten wollte. Deshalb bleiben wir der Mummel auch treu. Kein abkürzender Weg vermag uns von ihr wegzulocken.

Näher und näher kommt der alpine Talabschluß, die gigantische Wand des Rammes. Der Wald wird spärlicher, niedriger, vom Knieholz abgelöst, und zuletzt sind die grünen Matten unmerklich von moosüberzogenem Gestein verdrängt. Gewaltig ist der Blick aufwärts bis zu den Quellen der Mummel. Ein für Riesen bestimmtes Amphitheater! Nicht weniger anziehend der Blick zurück in das von den Urkräften der Eiszeit vorgebildete Tal mit dem herabsteigenden Wald. Ein leises Bedauern, die schöne Wanderung schon hinter uns zu haben, wollte uns lange nicht verlassen.

Auf dem weiten Feld der Elbwiesen in dümmel, durchsommerter Luft rastet es sich gut, während die Augen sich weiden an Gründen und Graten und an der Weite der ungehemmten Schau.

Langsam zieht sich das Tageslicht von den Bergen zurück, wie wenn ein farbiges Tuch eingerollt wird. Rosenhauch der kleinen Wolken in der Höhe, Glocken im Tal verkünden Sonnenabschied. Die Nacht schreitet sanft und schwebend einher, unmerklich. Kein Frösteln kann aufkommen. Selig ist der Tag entschlummert.

Wir sitzen auf warmem Stein und warten. Langsam, unendlich erhaben beginnen die ersten Akkorde einer rasch zu ungeheurem Ausmaß anschwellenden Symphonie. — Tief unten, liebliches Echo, die kleine Nachtmusik aus dem Tal, wo sich Funke um Funke zur glitzernden Lichterstraße entzündet hat. — Ist es nicht wie das Sinnbild eines von leuchtenden Erinnerungen verklärten Lebensweges?

Ein Herbstgang in die Agnetendorfer Schneeegrube

Von Hanns Bernhard Lauffer

Durch die leidige Rastlosigkeit abgestumpft, verblaßt das „heimliche Weltgesicht“ leicht in uns. Im Trubel gibt es eben keine „Entsinking ins Weiseloße“, wie Meister Eckehart sagen würde. Daher ging ich in die Berge, wo ich noch einem Wander-genossen, dem Herbst begegnete, der kurz vorher durch kalte Tage ging und sich jetzt in der Agnetendorfer Schneeegrube sonnt. Eigentlich ging es mir ähnlich wie dem diesjährigen Herbst, ohne mich etwa vorher mit ihm besprochen zu haben.

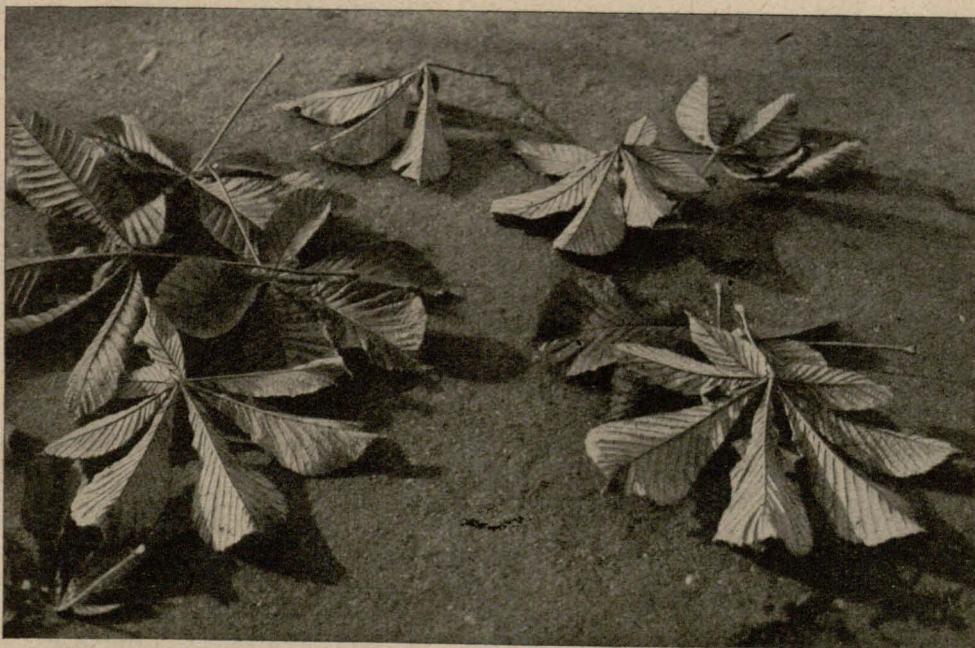
Der Moränenwall der Agnetendorfer Schneeegrube umschließt eine Urlehmiese, wo die Legende einige Steine berühmt gemacht hat. An der Westseite liegen einige große Blöcke, die nur von dem benachbarten Abhange heruntergepurzelt sein können. An der Ostseite findet sich ebenfalls ein Teil von Rübezahls Verlenkette aus gewaltigen Steinen, die jedoch nicht an einem Felsabhange lagern, sondern in gleicher Richtung zum Saume eines flachen Moränenwalles. Der Schlußstein der Felsreihe ist unter dem Namen „Wanderstein“ hinreichend bekannt. Wahrscheinlich wollte Rübezahl mit diesem Steine einmal den Geologen einen Schabernack spielen, weil sie, wie alle Naturwissenschaftler alles so genau wissen wollen, als ob sie immer dabei gewesen wären. Also: In den Jahren 1810 bis 1812 soll der Stein zum ersten Male auf die Wanderschaft gegangen sein und zwar 140 Ellen weit — bis er erschöpft war und sich in einer nahezu drei Ellen tiefen Grube ausruhen mußte. Erst im Jahre 1818 soll ihn wieder die Wanderlust erfaßt haben, so daß er wiederum 94 Ellen behutsam weiterwackelte. Doch all diesen Wanderberichten ist wenig zu trauen, trotz der Aufzeichnung der zurückgelegten Wegstrecke durch den wohlbestallten Herrn Hofrat Hausleutner aus dem Jahre 1818 und der „Erzählung einer höchst merkwürdigen Naturbegebenheit, dem wandernden Stein“. Es wurde auch schon behauptet, daß diese Blockreihe der Rest einer großen Mure oder eines Steinsturzes sei. Doch wäre sie sicher in diesem Falle durch die wohl auffallende und beherrschende Bodensenkung der Mure westwärts abgelenkt worden. Jedoch verleitet die merkwürdig parallele Anordnung der Blöcke zum Moränenrande zu der Auffassung, daß der Wanderstein und seine Gefährten selbst zu den Bestandteilen der Moräne zu rechnen sind. Wenn dem in der Tat so

wäre, müßte aber der „Wanderstein“ sogar ein ganz fauler Bursche sein, der seit dem Ende der Eiszeit an der nämlichen Stelle der Agnetendorfer Schneeegrube ausruht, wo er noch in diesen Tagen dem Herbst zusah, der dort mit bunten Blättern zu spielen beginnt.

Während das lebendige Blatt seit Jahrhunderten belobt, besungen und gepriesen wird, genügt für das sterbende Blatt der kargliche Weihrauch, der aus ihm selbst in das sterbende Licht des Altweibersommers aufsteigt. Aber dennoch ist gerade die Welt des sterbenden Blattes interessant. Daher wanderte ich, vom Leben begleitet gern einmal in das Labyrinth dieser toten Welt. Und das ausgerechnet in der Agnetendorfer Schneeegrube, wo um diese Zeit das schönste Liebessehnen aus blauen Blumen lächelt.

Die Luft um mich herum ist ruhig wie in einem geschlossenen Raume; ich muß mir Mühe geben, um inne zu werden, nicht in dem Schlafzimmer meines Kindes zu sein. Vor meinen Augen zieht ab und zu ein buntes Blatt seine Ränder zusammen, doch dreht sich etwas dabei und knistert ganz leise für sich, als ob es selbst im Tode von kleinen Freuden träumen möchte, ehe es vom Schnee begraben oder von traurigen Regengüssen zur Wiederverkörperung in zukünftigen Blättern vorbereitet wird. Ein solches Blatt singt eine eigenartige Melodie, wenn der Wind dazu geigt. Wenn man aber unaufmerksam ist, so scheint das tote Blatt zu schweigen; sein zartes Stimmchen wird von dem beweglichen Durcheinander des noch lebenden Laubes übertönt. Man könnte ein Buch über das tote Blatt schreiben: wie es von der Farbensglut erfaßt wird, wie es seine Altersrunzeln bekommt, wenn die zerstörende, aufgespeicherte Sonnenenergie seine Gewebe verkohlt. Und wie es im Brausen seines eigenen Schwannengesanges zu kalter Asche schlummert — eine ganze Biologie.

Ich werde die Begegnung des Herbstes in der Nähe des „Wandersteines“ der Agnetendorfer Schneeegrube wohl niemals vergessen. Nicht nur eine Erinnerung, sondern auch ein Anreiz wird sie sein, wenn mich die Wände der Studierstube beengen und die Menschen mich bedrücken. Dann werde ich sicher dort eine ähnliche Begegnung suchen und die Gewißheit mitbringen, daß für mich die Welt wieder einmal in Ordnung ist.



Aufn. H. Semm

Die Karschin

Von Professor Dr. Friedrich Andreae

„Kennst du, Wanderer, sie nicht,
So geh' und lerne sie kennen.“

Diese Verse auf einem Grabstein der Berliner Sophientkirche gehören einer Schlesiern. Sie gelten Anna Luise Karsch, geb. Dürbach, der Karschin, wie sie ihre Zeitgenossen nannten, und klingen einer langen und merkwürdigen Freundschaft nach.

Der Freund, der diesen Grabstein setzte, war Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Stifftssekretär im mitteldeutschen Halberstadt. Geschäft als Tonangeber für die behagliche, durch Schäferdichtung und Anakreontik gewürzte Geselligkeit des Halberstädter Domherrn- und Beamtentums, gepriesen als warmherziger vaterländischer Dichter wie als leichtbeschwingter Sänger von rosenlaunigen Trink- und Liebesliedern, verehrt als „Vater Gleim“ von zahlreichen durch ihn geförderten jungen Talenten, erschien der Stifftssekretär seiner antikefrohen Zeit fast wie eine Verkörperung von Maecenas und Horaz zugleich. Jedenfalls aber bedeutete er — wenn auch bisweilen als „Allerweltsfreund“ ein wenig belächelt — für dieses freundschaftseligste aller Zeitalter einen der ersten und sicherlich den „wirksamsten“ (Schiller) Exponenten seines gefühlvollen Freundschaftskultes.

Die Freundin, 1722, drei Jahre später als Gleim, auf dem Hammer, einem Gutsvorwerke des Schwiebuser Kreises geboren, war eine bäuerliche Gastwirtschtochter von der nord-schlesischen Grenze und kannte nichts von alledem. Aber sie besaß die in ihrer Heimat nicht seltene, sonst jedoch von den Deutschen im Vergleich mit romanischen Völkern nicht eben häufig geübte Kunst volkstümlicher dichterischer Improvisation. So wurde die Bauerntochter und Handwerkersfrau aus dem entlegensten deutschen Osten durch den Ruhm ihrer Stegreifdichtungen auf Friedrich den Großen und seine Siege schließlich mitten hineingetragen in das Herz der preussischen Monarchie, nach Berlin, um hier von der Hofgesellschaft und dem gebildeten Bürgertum der vor-Rousseauischen und vor-Herderschen Epoche als ein wahres Naturwunder begrüßt, bestaunt und gefeiert zu werden. „Ich habe heute die berühmte Naturdichterin Madame Karsch gesehen. Sie ist von niedrigster Herkunft, aber ihre Begabung hat sie seit ihrer Kindheit zur Poesie gedrängt. Sie hat, während ich mich mit ihr unterhielt, drei oder vier Blatt aus dem Stegreife mit ihren Versen vollgeschrieben“, bemerkte damals (1762) die Prinzessin Heinrich, Friedrichs des Großen Schwägerin, in ihrem Tagebuch. In Berlin, das seit 1761 — abgesehen von Gastspielen in Magdeburg und Halberstadt — ihr dauernder Wohnsitz wurde, hat denn auch die Karschin 1791, nahezu siebzugjährig, ihr fast romanhaft schicksalsreiches Leben beschlossen.

Gleims Verse auf dem Grabstein der Freundin scheinen aber auch noch heute eine prophetische Kraft zu besitzen. Wenigstens könnte man sie ohne weiteres als Leitspruch über ein unlängst erschienenenes, gut gedrucktes und reich und geschmackvoll bebildertes Buch setzen, das den Titel trägt: „Die Karschin. Friedrichs des Großen Volksdichterin. Ein Leben in Briefen“, und das Elisabeth Hausmann im Frankfurter Sozietätsverlage herausgab. Denn die in diesem Buch großen-



teils erstmalig aus dem Halberstädter Gleimarchiv veröffentlicht und von der Herausgeberin durch einen taktvollen biographischen Begleitert verbundenen Briefe erschließen in der Tat neue Wege, um die Karschin kennenzulernen.

So ist es nun freilich nicht, als ob in diesen Briefe eine völlig Vergessene zu uns spräche, wie die Herausgeberin in ihrer Entdeckerfreude wähnt, und vor dem fecken Sage am Eingang ihres Buches: „Nicht einmal den Namen der Karschin kannte ich. Wie sollte ich auch. Niemand kannte ihn“, hätten sie eigentlich die doch wirklich allbekannten (wenn auch immer ungenau wiedergegebenen) Verse ihrer Heldin an Friedrich II.:

„Zwei Thaler sind zu wenig
Für einen großen König“

bewahren sollen. Überhaupt aber hat sich die Erinnerung an diese merkwürdige Frau und ihre merkwürdigen Schicksale — die keineswegs spärlichen Veröffentlichungen über die Karschin bezeugen es — zu kaum einer Zeit aus dem Bewußtsein der deutschen Nachwelt gänzlich verloren, und vollends in Schlesien hat man die Schlesiern niemals vergessen. Erinnert sei nur an das liebe- und lebensvolle Porträt der Karschin, das Anna Valetton vor einigen Jahren zum dritten Bande der „Schlesischen Lebensbilder“ beigezeichnet hat.

Zweifellos war es — um mit Frau Valetton zu reden — die „phantastische Existenz der Karschin als gefeierte Dichterin und zugleich als ein bißchen komische alte Frau, die sich mit Schuldigungsreimen sauer ihr Brot zusammenschreibt“, welche die Schriftsteller als dankbarer Stoff immer wieder anzog. Aber zweifellos ist auch in ihren Schilderungen über der Komik eines solchen Kontrastes der persönliche Eigenwert der Karschin fast immer zu kurz gekommen, und letzten Endes haben erst die vorliegenden Briefe den Blick auf die volkshafte Ursprünglichkeit dieser Seele völlig frei gemacht.

Das ganze Leben der Karschin zieht in diesen Briefen vorüber. In selbstbiographischer Rückschau zunächst die schlesischen Jahre. Von ihnen hat sie in den Briefen an Professor Sulzer, ihren Berliner literarischen Berater, erzählt. Es sind die bösen Jahre ihrer beiden Ehen, der mit Hirsekorn, dem fleißigen, aber peinvoll spießigen und maßlos heftigen Schwiebuser Tuchmacher, die geschieden wurde, und der noch schlimmeren zweiten Ehe mit dem liederlichen, trunksüchtigen Schneider Karsch in Fraustadt und Glogau. Sie hat sich seiner mit Hilfe ihrer Gönner entledigt, indem sie ihn unter die Soldaten stecken ließ. Es sind aber auch die Jahre ihres werdenden poetischen Ruhms. All dem gehäuften Unglück zum Trotz behauptet sich als großes, unverlierbares Glück der Karschin unbändiger dichterischer Schaffensdrang. Er lebt sich — anfangs so gut wie ausschließlich — in Gelegenheitsdichtungen aller Art zu Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen usw. aus. „Sie zog“, so heißt es in einer älteren biographischen Würdigung der Karschin, „in der Weise fahrender Dichter durch das Land, um öffentlich vor der staunenden Menge als Stegreifdichterin aufzutreten“. So wächst ihr Erfolg. In „aufschwellendem“

Autorstolz sieht sie ihr erstes Hochzeitskarmen gedruckt. Dann kommt der Krieg. Er gibt ihr neuen Auftrieb und ihren Liedern einen neuen großen Inhalt. In der hart mitgenommenen Festung Glogau findet sie auf jeden preussischen Sieg den „Siegeston“. Bald werden Proben dieser Lieder nach Berlin gesandt. Die Gelegenheitsdichterin wird zur Volksdichterin. Sie „singt den König“ und bekundet mit diesem stolzen Wort das deutliche Bewußtsein ihrer poetischen Sendung, und dieses Bewußtsein hat die lebenswillige, lebensmutige Frau wahrscheinlich zu keiner Stunde ihres Lebens verlassen. Wie wäre sonst auch die den Zeitgenossen so erstaunliche Selbstverständlichkeit ihres Auftretens zu erklären? In ihren Briefen an Sulzer wird diese Sendung beinahe mythisch mit einem Rindererlebnis verknüpft: sie sucht ein Rind, das ihr von der Weide entlaufen und — findet einen Hirtenknaben, der ihr das erste Buch vermittelt, das sie mit wachem Verstand gelesen. Aber auch später in den Briefen an ihren „liebsten Freund“ Gleim, kehrt dieses Erlebnis leitmotivartig immer wieder, ja in der schäferlichen Atmosphäre des Gleimkreises gestaltet es sich aus fast zu einer förmlichen Darstellung ihrer „Hirtenzeit“ als der entscheidenden Entwicklungsepoche ihres Lebens.

Der Kreis, in den die Rarschin in Berlin trat und den sie beinahe von derselben Art auch in den gleichgesinnten Halberstädter oder Magdeburger Zirkeln wiederfand, pflegte die Kunst vornehmlich als Gesellschaftsdichtung. „Die Kunst beglückt zu scherzen“, das war Anlaß, Ziel, Zweck, Sinn einer „flüchtigen“ Liederpoesie, die in keinem eigenwüchsigen Erlebnis wurzelte, sondern bemüht war, überkommene Inhalte und Formen aus der Gesellschaftsdichtung Anakreons und der Franzosen in immer neuen, immer feiner ziselierten deutschen Nachbildungen abzuwandeln, um sie vor einem frohen Kreise erlesener Kenner zum besten zu geben. „An den Tafeln der Halberstädter Domherrn und der besseren Gesellschaft“ — so berichtet W. Körte, der Neffe und Biograph Gleims —, „hörte man Lieder auf Lieder und die Becher wie die Dichter sah man oft mit Myrten, Blumen und Lorbeeren bekränzt.“ In diese gepflegte, künstlich und zierlich verschnörkelte Geselligkeit wurde die Frau aus dem Volke von Gleim eingeführt, unter allen den fein genießenden Rönnern und Kennern das einzige frische ursprüngliche und natürliche Talent.

Indessen diese Frau aus dem Volke, die, wie die Herausgeberin sich ausdrückt, „ihre Erziehung auf der Straße erworben“, war kein weiblicher Rousseau. Der Rarschin ist es nie in den Sinn gekommen, gegenüber dem „zwar schwachen, aber wegen seiner Unschuld und Rindlichkeit liebenswürdigen“ (Goethe) geistig-geselligen Wesen dieses Kreises mit plebejerhaftem Naturstolz sich durchzusetzen. Sie hatte vor den eleganten Umgangsformen wie vor dem formalen Können dieser vornehmen Welt immer die größte Achtung, und es mag ihr höchster Triumph gewesen sein, als sie im Halberstädter Kreise Gleims in begeisterter Anerkennung ihrer unerschöpflich sprudelnden Improvisation als „die deutsche Sappho“ feierlich zur Dichterin gekrönt wurde. Sie hat auch diesen ihr schmeichelnden Beinamen bis an ihr Lebensende mit Genugtuung weitergeführt, und das ist für ihren Nachruhm verhängnisvoll geworden. Denn dieser der spielerischen Antikenverehrung der damaligen Zeit entstammende, ebenso anspruchsvolle wie nichtsagende Vergleich war ganz dazu angetan, das dichterische Schaffen der Rarschin in schiefes Licht zu rücken und unwillkürlich die Spottlust der späteren Generation herauszufordern.

Aber die Instinktsicherheit der Frau aus dem Volke hat doch die Rarschin auch wieder davor bewahrt, sich mit Preisgabe ihrer Eigenart an den zierhaft überfeinerten und etwas seelenlosen Kunstbetrieb ihrer bewunderten Freunde zu verlieren. Die Rarschin kannte erstaunlich genau die Art und die Grenzen ihrer dichterischen Begabung. Sie fühlte deutlich, daß es für ein Talent wie das ihrige eigentlich keine Entwicklungsmöglichkeiten gab. „Der Vogel schwingt sich nicht höher, als die Kraft seiner Flügel ihn trägt“, so hat sie selbst über ihr Können geurteilt. Deshalb setzte sie auch den Bemühungen ihrer allzu

hilfsbereiten Freunde, sie künstlerisch zu erziehen, das heißt metrisch oder stilistisch an ihr „herumzubilden“, den störrigsten Widerstand entgegen, und der einzige Erfolg, der solchen Bemühungen beschieden war, bestand vielleicht — kaum zum Vorteil ihrer Kunst — in der Bereicherung ihrer mythologischen Kenntnisse. Dabei besaß diese gelehrige Schülerin der antiken Mythologie „in der Tiefe ihrer schlesischen Seele Humor genug“ (Valeton), um wenigstens gelegentlich mit heiterer Selbstironie die unfreiwillige Komik ihrer mythologischen Spielereien sich einzugestehen. So hat sie letzten Endes auch in dieser Beziehung ihre gefährlichste Klippe, die Halbbildung, glücklich umschifft. In einer anderen Beziehung freilich fuhr sie mit vollen Segeln in die Gefahrenzone hinein.

Die Freundschaft nämlich, die ihre Lebensfreundschaft werden sollte, begann mit einem fatalen Mißverständnis, das der vierzigjährigen, noch immer stark liebebedürftigen Frau schweres Herzeleid bereitete und überhaupt die kaum geknüpften freundschaftlichen Beziehungen im Keime zu ersticken drohte. Im überströmenden Glücksgefühl ihres ersten Berliner Erfolges und noch vor der persönlichen Bekanntschaft mit Gleim hatte die Rarschin diese Beziehungen eröffnet. Überschwengliche Huldigungsepisteln waren nach Halberstadt gegangen und der Halberstädter „Bruder in Apoll“ hatte sich beeilt, in seinen Antworten mit der ihm eigenen tändelnden Zweideutigkeit auf den zärtlich-schwärmerischen Ton der Brieffschreiberin einzugehen. Das war übrigens von dem hartgesottenen Hagestolz durchaus harmlos gemeint, das Verhängnis der Rarschin aber, bei der immer das Herz sprach, war es, um mit der Herausgeberin zu reden, daß der Mann, mit dem ihr Geschick sie von nun an verknüpfte, nicht die Sprache verstand, die aus dem Herzen kommt. Jedenfalls sah Gleim erst bei seinem späteren Besuch in Berlin das Unheil, welches er angerichtet, und hatte dann alle Mühe, die leidenschaftliche Frau aus dem stürmischen Wirbel enttäuschter Hoffnungen in jene ausgeglichene Seelentemperatur hinüberzuführen, die allein Freundschaft auf die Dauer zu gewährleisten vermag.

Es ist hier nicht der Ort, um auf die Einzelheiten der Geschichte dieser Freundschaft einzugehen, die in diesem „Leben in Briefen“ von Jahr zu Jahr, fast von Monat zu Monat ihren dokumentarischen Niederschlag gefunden haben. Dem Menschlichen und allzu Menschlichen zum Trost, das auch in dieser Freundschaft gewiß nicht fehlt, hat sie sich ein volles Menschenalter lang behauptet und bewährt. Gleims Dichtereitelkeit, seine beinahe zur fixen Idee gewordene Empfindlichkeit über den „Undant“ seiner Freunde, seine Neigung zu Indiskretionen, mit der er diese Freunde „bedenkenlos kompromittierte“ und auf der anderen Seite: der Rarschin spitze Zunge, ihr ewiger, auf die Nerven fallender Überschwang und nicht zuletzt ihre bodenlose, mit gebefreudiger Gutmütigkeit ohne Grenzen gepaarte Unwirtschaftlichkeit, die jeder Hilfsaktion des Freundes von neuem spottete: dies alles hat freilich oft genug die Fortdauer dieser Freundschaft in Frage gestellt. Aber immer siegte schließlich das Bewußtsein einer geistig-seelischen Zusammengehörigkeit der beiderseitigen Denkweisen und Interessen, das in der Tiefe unter den Irrungen und Wirrungen an der Oberfläche lebendig und wirksam blieb. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß es in der Regel die Rarschin war, die in ihrer Gutmütigkeit den ersten Entschluß zum Einlenken fand. Unter den gemeinsamen Denkweisen und Interessen der beiden Freunde aber stand ihre Verehrung Friedrichs des Großen an zentraler Stelle.

Durch einen merkwürdigen Parallelismus in den Lebensläufen der beiden Freunde wird das Gemeinsame ihrer Verehrung des großen Königs noch unterstrichen. Als Sekretär eines preussischen Prinzen hatte Gleim am Zweiten Schlesischen Kriege teilgenommen und aus dem Erlebnis des Feldlagers die Anregungen zu seinen späteren Grenadierliedern geschöpft, von denen Goethe urteilt, daß sie deswegen „einen so hohen Rang unter den deutschen Gedichten behaupten, weil sie mit und in der Tat entstanden sind und weil an ihnen die glückliche

Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt“. Goethes Urteil ist um so bedeutsamer, als es uns die Tatsache veranschaulicht, daß die Grenadierlieder Gleims auf seine Zeitgenossen wie „Volkslieder“ wirken konnten bzw. wie das die vor-Herderische Generation dafür hielt, und als es uns zugleich weitere Fingerzeige für das begeisterte Erstaunen der gebildeten Kreise gibt, das ausbrach, als nun mit der Karschin eine echte Volksdichterin in ihr Gesichtsfeld trat. Die Grenadierlieder Gleims waren seit dem Kriegsausbruch von 1756 zunächst als Flugblätter, dem Gang der Ereignisse folgend, erschienen. Aber die gleiche Zeit lesen wir in den Briefen der Karschin an Sulzer: „Der König siegte bei Lowositz; ich sang meinen ersten Siegeston und mein Freund Döbel gab das Lied unter die Presse. Die österreichische Macht wurde bei Prag geschlagen, ich sang eine Art Siegespsalm“, und so geht das fort . . . Dann lernen sich die beiden Friedrichsdichter kennen. Neben den eigenen Stegreifdichtungen trägt nun die Karschin „mit Feuer“ auch alle Kriegslieder ihres Freundes „vom ersten bis zum letzten“ vor, und in der langen Reihe ihrer Freundschaftsbriefe sind es verschwindend wenige, die auf „den Einzigen“ keinen Bezug nehmen. Aber während dem Freunde erst spät — gegen das Lebensende des Königs — das Glück einer Unterredung mit ihm zuteil wird, erlebt die Karschin schon im Friedensjahr 1763 diese große Stunde. Der Verlauf der Audienz, über den die Briefe zum ersten Male den authentischen Bericht der Karschin bringen, ist bekannt. Der König hat ihren Traum nach einem eigenen Häuschen und nach einer Rente nicht erfüllt, und auch seine gelegentlichen Gnadengeschenke sind immer spärlicher geworden. Dennoch ist Friedrich der Stern ihres Lebens geblieben und kein Schatten der Verstimmung ist jemals auf die freiwillige und begeisterte Hingabe an den Preußenkönig gefallen, aus der heraus die Glogauer Schneidersfrau „ihrer Muse den König zu singen gebot“. Dadurch aber unterscheidet sich auch wieder das Friedrichs-Erlebnis der Karschin von dem Friedrichs-Erlebnis Gleims, daß dieses durch die hundertjährige Zugehörigkeit seiner Heimat zum preussischen Staate traditionsgebundener und weniger ursprünglich war, als das der Tochter der erst anderthalb Jahrzehnte vorher eroberten und nun wieder heiß umstrittenen schlesischen Provinz. Die Karschin gehört durchaus in die Reihe der

Schlesier, die, wie Christian Garve, Friedrich von Sallet, Willibald Allers und Adolf Menzel, das Treitschke-Wort bekräftigen: „In Schlesien allein ward der König Friedrich wahrhaft geliebt.“

Damit berühren wir aber einen Punkt, an dem sich die schlesischen Leser mit dieser Ausgabe der Briefe der Karschin kaum voll befriedigt erklären können. Die auf eine vollkommene Erneuerung gerichtete Tendenz unserer Zeit hat die Herausgeberin zu ihrer sinn- und lebensvollen Deutung ihrer Heldin als der Frau aus dem Volke angeregt. An einer anderen Tendenz unserer Zeit, die — um mit ihrem Hauptvertreter Nadler zu sprechen — auf die Erkenntnis des stammhaften Gefüges des deutschen Volkes und seiner Geschichte abzielt, ist sie dagegen achtlos vorübergegangen. Abgesehen von einzelnen Ortsangaben und ähnlichen Äußerlichkeiten findet sich in ihrem sonst so sorgsamem Begleitert nichts, was darauf hinweist, daß diese Frau aus dem Volke eine Schlesierin war. Und doch wird man letzten Endes die Karschin erst dann kennenlernen, wenn man die schlesischen Menschen kennt. Aber auch beinahe alles an der Karschin fordert einen Hinweis auf ihr Schlesiertum förmlich heraus: angefangen von dem ständig wiederkehrenden schlesischen „gutt“ ihrer Schreibweise bis zu der ihrem Ursprunge nach durchaus im Erbteil des schlesischen Literaturbarocks wurzelnden Kühnheit ihrer Sprachkraft und Sprachschöpfungen. Dazu ihre Heiterkeit, Gutmütigkeit, Redseligkeit, Heimatverbundenheit usw., die in dieser Kombination ebenfalls als typisch schlesisch angesprochen werden dürfen. Die Herausgeberin hat auch des starken Bedarfs der damaligen Zeit an poetischen Gelegenheitschriften gedacht, aber keine ihrer launigen Bemerkungen erinnert daran, daß eben gerade in der Heimat der Karschin das klassische Land der Gelegenheitsdichtung zu suchen ist. Und doch wußte schon der zeitgenössische Historiker des fridericianischen Schlesiens zu berichten: „Indessen werden vielleicht in keinem Lande mehr Gelegenheitsgedichte gemacht als in Schlesien. Ein Mensch, der imstande ist für billigen Preis ebensoviele ein Hochzeits- oder Leichenkarmen zu verfertigen als der Schneider ein Kleid macht, kann damit bei poetischer Genügsamkeit in Breslau seinen Lebensunterhalt erwerben. Die Frau Karschin verdiente, da sie einen Schneider in Glogau zum Mann hatte, ebensoviele durch die kleinen Verse, womit sie die fertigen Röcke, Westen, Hosen den Kunden überbrachte, als der Mann durch seine Schneiderarbeit.“

Leutelts Lebenswerk

Der deutsch-böhmische Verlag Aldam Kraft, der sich seit je mit schöner Energie für das nationale sudetendeutsche Schrifttum einsetzt, erfüllt eine Ehrenpflicht gegenüber dem Nestor der schlesischen Gebirgsdichtung Gustav Leutelt, indem er eine Sammlung der Werke des lebenswerten Meisters in drei schönen Bänden vorbereitet. Diese Sammlung ist schon darum notwendig, weil einige der Schriften Leutelts in ausgesprochen billigen broschürenartigen Heften erschienen sind, denen keine lange Lebensdauer beschieden ist. So haben wir allen Grund, uns über die Entschlußkraft des Verlages zu freuen, der verspricht, im Laufe der nächsten beiden Jahre die Ausgabe zu vollenden. Heute liegt in einem geschmackvollen Leinenband auf gutem Papier und in angenehm lesbarer Type der zweite Band des Gesamtwerks vor*). Es enthält den einen der beiden großen Romane Leutelts, „Das zweite Gesicht“, jenes schöne Buch, in dem Leutelt die merkwürdig seherische Seite des schlesischen Menschen lebendig und sinnfällig macht. Der Roman stellt sich ein in die Reihe der vielen spezifisch schlesischen Dichtungen, die uns beweisen, daß die Eigenart schlesischen Denkens niemals allein vom Systematischen, sondern immer nur von

Rätsel, Ahnung und religiöser Anrast her begriffen werden kann. An zweiter Stelle steht ein neues Buch Leutelts „Der Brechschmied“, eine ausgespinnene Erzählung mit dem Untertitel „Goldsucher- und Teufelsgeschichte aus dem Isergebirge“. Leutelt geht zurück in die Geschichte und untersucht mit den klaren Augen des Dichters äußeren Lebensumstand und seelische Verfassung der Männer, in denen die Gier nach Schätzen und die Bezauberung durch den Wald bestimmendes Lebenselement wird. So schließt sich in dem Bände zwanglos und schön an die beiden großen Erzählungen des Dichters schönstes Werk „Das Buch vom Walde“: Kurze Prosakapitel, in denen der Wald von einem Mann, der ihn wirklich kennt und liebt, geschildert wird, die Berge und der Waldbrand, der Bach und der Weg, das Rauschen und der Jungwald und das Wunder des einzelnen Baumes, Ausblick, Schneise, Gründe und Felsen und alles in der klaren, schlichten und selbstverständlichen Sprache, die Leutelt eignet.

Immer wieder ist im „Wanderer“ auf die Bedeutung des Mannes hingewiesen worden, der einfach und ohne über seine Gaben herauszuwachsen, wirkliche Dichtungen auf seinem Felde zu schaffen weiß; wir sind dankbar, sein Werk in einer dauernden Ausgabe zu erhalten.

*) Gustav Leutelt: Gesammelte Werke. [Bd.] 2. Karlsbad-Drahowitz: Kraft [1934]. Lw. 4,80 RM.

Zwei schlesische Bibeln aus dem Siebenjährigen Krieg

Von Dr. Hans Jessen

Aus Anlaß der vierhundertjährigen Wiederkehr des Tages, an dem die Lutherbibel vollendet wurde, wird Ende Oktober/Anfang November in der Breslauer Stadtbibliothek eine von dieser gemeinsam mit dem Verein für religiöse Kunst, der Schlesischen Bibelgesellschaft und der Staats- und Universitätsbibliothek veranstaltete Bibelausstellung stattfinden, in der deutsche Bibeln aus schlesischem Besitz gezeigt werden.

In der Gnadenkirche von Landeshut liegt eine Bibel, die allen Evangelischen Glaubensgenossen lieb und wert ist. „Es ist“, so schreibt Hellmuth Eberlein in seiner vor 2 Jahren erschienenen Schlesischen Kirchengeschichte, „eine Bibel sonderlicher Art; sie ist seinerzeit in Landeshut im Siebenjährigen Kriege von einem Kroaten, wie man noch deutlich an ihr sieht, mit einem Degen zerstoßen worden*.“ Diese Tat des österreichischen Söldners ist ein Symbol für die Haltung des Hauses Habsburg dem Protestantismus gegenüber, Symbol für die Geschichte einer Epoche der Verfolgungen.

Als das Haus Habsburg im Jahre 1526 die Oberherrschaft in Schlesien erlangte, mußte es sein Ziel sein, Schlesien in den Gesamtorganismus seines Reiches einzuordnen. Die politischen Rechte der Fürstentümer, der Städte und vor allem des Bistums Breslau erschwerten die Durchführung dieses Planes. Aus diesem Grunde war den Österreichern das Vordringen der Reformation durchaus nicht unwillkommen, da durch sie der politische Einfluß des Bistums geschwächt wurde. Als 1575 dieses Ziel erreicht war und durch die landeskirchliche Organisation der evangelischen Kirche die territorialen Fürstentümer in ihrer Macht gestärkt wurden, war es ein von dem Standpunkt der Zentralisierung Schlesiens nur zu verständlicher Entschluß der habsburgischen Zentralregierung, nunmehr die staatlichen Machtmittel gegen die Protestanten einzusetzen. Der Kampf, der damals begann und der zwei Jahrhunderte lang sich hinzog, war ein politischer Kampf, der mit politischen Mitteln geführt wurde. Die sichtbaren Versammlungsstätten der evangelischen Gemeinden wurden geschlossen oder zu eigenen Zwecken verwandt. Über 1500 Kirchen wurden enteignet. Die kirchliche Organisation wurde zerschlagen. Über 500 Geistliche mußten Schlesien verlassen. Ohne eine Predigt, so rühmte sich der Führer der Lichtensteiner Dragoner, Hannibal von Dohna, habe er mehr als 3000 Menschen bekehrt. Und doch scheiterte das Haus Habsburg. Denn einen Glauben kann man nicht ausrotten durch Mittel irdischer Gewalt. Eine Weltanschauung kann man nur verdrängen, wenn man an ihre Stelle eine neue setzt, die die Herzen der Menschen ergreift. Weil dies in Schlesien nicht geschah, weil, um das Urteil des Jesuitenpaters Nerlich aus Blogau anzuführen, „die hl. katholische Religion selbst ziemlich verdächtig und verhaßt gemacht worden, als wenn dergleichen Räubereien, Gewalttaten, Bedrückungen der Armen, die doch sonst schreiende Sünde sind, Früchte der katholischen Religion wären, während diese doch sonst viel von guten Werken hält“, erstarkte in den verfolgten Gemeinden die Widerstandskraft.

*) Abb. „Wanderer“ 1934, S. 97.

Wohl gaben sie dem Kaiser, was des Kaisers ist, ihr Gut und Blut. Lebendiger als in dem übrigen Deutschland sahen die Schlesier, die ihr Deutschtum zu verteidigen hatten, die Notwendigkeit einer starken Regierung in der damaligen Zeit ein. Aber dem Gebot, ihres Glaubens Grund, ihre Bibeln abzuliefern, trosteten sie offen. Sie hielten es hier mit Luther, der in der Schrift von der weltlichen Obrigkeit seine Glaubensgenossen ermahnt, „nicht ein Blättlein, nicht einen Buchstaben“ zu überantworten. Weil diese Schlesier die Bibel wahrten und das übrige evangelische Deutschland, das den Kampf seiner Glaubensgenossen in Schlesien verfolgte, die Bevölkerung mit Bibeln versorgte, scheiterte das Haus Habsburg.

Als nun mit Friedrich dem Großen für den schlesischen Protestantismus die Stunde der Befreiung schlug, war es für diese Protestanten eine Selbstverständlichkeit, daß sie sich um die Verbreitung der Lutherbibel mühten. Mitten im Siebenjährigen Krieg, der bei dem wechselnden Kriegsglück für die schlesischen Protestanten noch einmal eine Zeit der Verfolgung wurde, entschloß sich der Hirschberger Verleger und Drucker Immanuel Krahn zu der Herausgabe der Lutherbibel. Als Mitarbeiter gewann er zunächst den Pastor in Lomniz, Ehrenfried Liebich. Diese Wahl war eine glückliche. Denn Liebich war nicht, wie viele seiner Amtsgenossen, ein stürmischer Aufklärer, der das lutherische Deutsch verachtete und in dem Streben, alles vernunft- und zeitgemäß umzugestalten, die Schönheit der Kraft und lutherischen Übersetzungen zerstörte, sondern ein Mann, der den Wert der Tradition zu schätzen wußte. Auf Liebichs Veranlassung wurden der berühmteste Geistliche Schlesiens, der Ober-Konsistorialrat und Kircheninspektor Johann Friedrich Burg und der Prorektor der Hirschberger Schule, Johann Christian Leuschner, hinzugezogen. So entstand in sorgsamer Kleinarbeit die erste vollständige Bibel, die in Schlesien gedruckt wurde.

Die Hirschberger Bibel ist nicht nur die erste schlesische, man kann sie auch die am weitesten verbreitetste von allen schlesischen Bibeln nennen. Denn auf Grund dieser Bibel faßte der Graf von Reden den Entschluß, eine Bibelgesellschaft zu gründen, die nach seinem Tode unter der Leitung seiner Frau, Friederike von Reden, eine große Wirksamkeit auch über die Grenzen unseres Landes entwickelte. Mit der Unterstützung Friedrich Wilhelms IV. wurde die Hirschberger Bibel zu verschiedenen Malen neu gedruckt und nach Böhmen zu den evangelischen Gemeinden „geschmuggelt“, und dies sogar mit Erlaubnis einer hohen preussischen Zollbehörde.

Die Landeshuter Bibel ist weithin bekannt, die Hirschberger Bibel ist halb vergessen. Und doch sind beide Zeugnisse einer Haltung, die erst gemeinsam im Kampfe um einen Glauben und einer Weltanschauung den Sieg versprechen: das starre Festhalten in Zeiten der Not und das freudige Einsetzen der eigenen Kraft in Zeiten des Friedens, sie gehören zusammen. Und mag den stillen Arbeitern des Friedens auch kein zeitlicher Ruhm zuteil werden, ihre Aufgabe ist darum nicht minder wichtig.

Vom Gebirge

Weiße der Elbquelle.
1684 — 1884 — 1934

Am 19. IX. 1684 bewegte sich ein gar wunderlicher Troß von Starkenbach über Rochlitz zur Kesselkoppe hinauf. Es war der Bischof Johann v. Tschernburg aus Königsgrätz mit seinem Gefolge. Zwei Tage zuvor war der Bischof von Hohenelbe aus aufgebrochen, wo er bei dem Reichsgrafen

Paul v. Morzin, einem eifrigen Kämpfer der Relativierung, mit „guten Traktamenten“ Quartier gehalten hatte, um nach Starkenbach zu ziehen. Hier hatte er bei der Gräfin Harrant einen Tag gerahtet und war „gar wohl tractierter worden“. In aller Frühe war er dann, „ungeachtet des schlimmen Wetters“, über Rochlitz das Gebirge hinaufgezogen. Einen Teil seines umfangreichen Gepäcks, unter dem sich eine „stückweis zerteilte“ Kapelle und ein Zelt befand, trug ein aus der Siegesbeute der Schlacht am Kahlenberg (1683) stammendes Kamel, ein Geschenk des Grafen Morzin. Unter ständigem Regen gelangte man gegen 1 Uhr mittags bei der Elbquelle an. Hier begann gleich, wie der Bischof sehr anschaulich an den Grafen Morzin schreibt (Mittl. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen i. Böhmen 1880, S. 68 ff.), „Rübezahl ein Stüdel zu erweisen“. Trotz aller Vorbersorge konnte man erst in einer starken halben Stunde ein Feuer entfachen. „Entzwischen war aber eine solche Kälte und rauber Wind, als wie mitten im Winter. An diesem war noch nit genug; denn mein Kameel

des Kamel, ein Geschenk des Grafen Morzin. Unter ständigem Regen gelangte man gegen 1 Uhr mittags bei der Elbquelle an. Hier begann gleich, wie der Bischof sehr anschaulich an den Grafen Morzin schreibt (Mittl. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen i. Böhmen 1880, S. 68 ff.), „Rübezahl ein Stüdel zu erweisen“. Trotz aller Vorbersorge konnte man erst in einer starken halben Stunde ein Feuer entfachen. „Entzwischen war aber eine solche Kälte und rauber Wind, als wie mitten im Winter. An diesem war noch nit genug; denn mein Kameel

ist mitten am Berg mit dem Zelt niedergefallen und hat auf keine Weis wollen aufstehen, daß also die Leut, welche mit gewesen, vier Bäume abbauen müssen und das Zelt daraufgelegt und bis hinauf getragen. Wie selbige hinaufkommen, da haben wir das Zelt aufrichten wollen; und wie wir die Zeltstangen suchten, so haben selbige meine unachtamen Leut zu Starfenbach vergessen, daß ich also gezwungen worden, einen von den Bäumen anstatt der Zeltstangen zu gebrauchen."

Damit aber nicht genug der Widerwärtigkeiten, warf der Sturm das Zelt um. Mit Mühe wird schließlich Zelt und Altar errichtet.

"Und wie ich schon zur heiligen Mess angesetzt gewesen," fährt der Bischof in seinem Bericht fort, "dem alldortigen Volk eine Exhortation gemacht, und damit uns Gott weiter Glück geben solle, selbige eifriger ermahnet. Nach diesem habe ich die heilige Mess vollendet und nach Vollendung derselben bin ich in pontificalibus zur Weihung des Brunnens bis zu dem wahren Ursprung der Elbe geschritten."

Es geschah aber eine seltsame Sach', welche schier einem Mirakel zu vergleichen. Denn wie trüb und schändlich das Wetter gewesen, so hat es sich doch post finitos exorcismos und gleich damals, wie man das Evangelium von der Tauf Christi des Herrn gesungen, und das Crucifix in den Brunnen, wie es die Ceremonien der Kirche mit sich bringen, gepflanzt, in einem Augenblick völlig verloren, die Sonne ganz hell und licht erschienen, daß wir das andere Gebirg gleich wie einem schönen Paradies mit Lust ansehen und ich das Ubrige der Benediktion mit meinem höchsten Vergnügen und Trost habe vollbringen können.

Nach Vollendung desselben haben wir alle, so zugegen gewesen, aus dem gebenedeiten Elbbrunn getrunken und hernach habe ich das Wenige, was ich von einer kalten Kugel mitgebracht, sowohl meinen als Euer Liebden Offizier nach Möglichkeit mitgeteilt und mich weiter nit lang aufhalten wollen!"

Auf einem Tisch ließ sich der Bischof bergabwärts tragen. Kurz vor Rochlitz stolperten zwei Träger und der hohe Herr ist "ziemlich hoch herunter geslogen, jedoch ohne Schaden." Gegen 11 Uhr trifft der Bischof in Rochlitz ein, wo er mit einem guten Abendessen bewillkommt wird.

"Ich bekenne, daß mir das Essen diesmal gar wohl geschmeckt hat. Und was mich noch mehr gefreut, ist gewesen, daß das Volk aus Begierd, mich zu sehen, in einer großen Menge zusammengekommen und ich die Gelegenheit gehabt, diesem wilden Volke eine Predig aus der Wildniß, nämlich von der Befehrung und Marter des heiligen Gustavii und seiner Mitgefellen, zu machen und daß diejenigen, welche von meiner anfangs sich versteckt, und mich geflohen, nach sothanner Predig von selbstigenem freien Willen hernacher zu mir kommen, mir die Hand küßt, gedankt, gebeten, daß ich bald wieder unter sie kommen möge, und mich mehr denn eine große viertel Meil Weg, viel aus ihnen weinend, aus Rochlitz begleitet."

Diese Weihe der Elbquelle hat einen religiösen und einen politischen Hintergrund. Drei Jahre vorher war die Kapelle auf der Koppe eingeweiht und dadurch nach der Meinung des Volkes Rübezahls von seinem Wohnsitz verbannt worden. Der Dämon war seitdem auf sein zweites Tätigkeitsfeld an den Elbquellen beschränkt. Dieses Gebiet ist als Stätte seines teuflischen Waltens auf der Karte des Paul Aretin von Ehrenfeld 1619 durch eine Anzahl beschwänzter Dämonen gekennzeichnet. Nun war der Berggeist auch hier exorciert. Deshalb hat der sudetendeutsche Dichter Hans Walsit, der das Erlebnis des Bischofs von Talemberg zu

einer schönen Erzählung verdichtet hat ("Wanderer" 1928, S. 146 ff.), dieser mit Recht den Titel "Rübezahls Ende" gegeben.

Von größerer Bedeutung ist aber das beabsichtigte und erzielte politische Ergebnis der religiösen Handlung, das H. Mentwig in seiner Untersuchung "Schlesisch-böhmische Grenzgeschichten" ("Wanderer" 1905, S. 124 ff.) auf Grund der Akten festgestellt hat. Die Elbquelle lag auf einem Gebiet, um das sich die Herrschaften Starfenbach und Rhnast stritten. Die Gräfin Harrant, welche Starfenbach verwaltete, hatte im Einvernehmen mit ihrem Nachbarn Paul v. Morzin den Bischof von Königgrätz für die Weihe der Elbquelle gewonnen. Durch die Weihe hatte die Kirche als höchste Macht öffentlich dokumentiert, daß die Elbquelle zur böhmischen und nicht zur schlesischen Diözese gehörte. Deshalb waren in der Begleitung des Bischofs zahlreiche, in seinem Brief namentlich aufgeführte Beamte der Herrschaften Starfenbach und Hohenelbe, die als "Gedenkmänner" bezeugen konnten, daß hier die Elbquelle und damit die Grenze liegt. Graf Christoph Leopold Schaffgotsch, Herr auf Rhnast, hat es an Protesten beim Breslauer Bischof, dessen Diözesenrechte geschmälert waren, bei allen schlesischen Instanzen und selbst beim Kaiser gegen die Eigenmächtigkeit des Königgräzer Bischofs nicht fehlen lassen. Vergeblich. 1710 wurde die Grenze so gelegt, wie sie als Reichsgrenze heute noch läuft.

200 Jahre später, am 19. September 1884, beging man eine Erinnerungsfeier, zu welcher der Deutsche Riesengebirgsverein (Hohenelbe), durch die Zeitungen eingeladen hatte. Schon am Abend vorher hatte sich "viel Volk" in der Elbfallbaude und in der Schneegrubenbaude eingefunden. Am Festtage selbst, einem Freitag, kamen die Teilnehmer aus St. Peter, Rochlitz, Hohenelbe und aus den weitverstreuten Bauden. Die Schulen von Spindelmühl, Krausbauden und Schlüsselbauden erschienen mit ihren Lehrern. Um 12 Uhr begann an der Elbfallbaude der Aufstieg über die Elbwiesen nach der Elbquelle, wo der lange Zug mit Böllerschüssen empfangen wurde. Die muntere Rinderschar, die Knaben frisch aufgeputzt, die Mädchen in hellen, im Winde flatternden Röckchen, über dem Kopf das bunte Tuch, viele Männer, Scharen von Frauen aus dem Volk, modern gekleidete Touristen und städtische Damen, dazwischen auch ein paar Reiter. An der geschmückten Quelle angelangt, gruppierte sich die Menge, zwischen 500 bis 600 Personen zählend, ringsum in malerischer Weise. Dechant Wenzel Weber aus Hohenelbe, ein eifriges Mitglied des Riesengebirgsvereins, trat im Ornat in Begleitung der Pfarrer Lang aus Spindelmühl und Kröhn aus Groß Rupa an die Quelle und spendete den Segen über sie, nachdem die Schulsjugend ein geistliches Lied gesungen hatte. Nach abermaliger Abingung eines Liedes führte der Dechant in seiner Rede zurück in die Zeit von 1684. Nachdem er den Brief des Bischofs Talemberg vorgelesen, forderte er die Anwesenden auf, mit ihm aus der Quelle zu trinken und mit ihm an den Grenzmarken zweier mächtiger Reiche ein Hoch auszubringen auf die Einigkeit zwischen Österreich und Deutschland. Ein Männergesangsverein trug das Lied "Das ist der Tag des Herrn" vor, worauf Bezirksobmann Josef Rötter aus Hohenelbe den Anwesenden und der Geistlichkeit für Teilnahme und Beihilfe dankte. Er sprach dann von der alten und neuen Zeit und schloß seine Rede mit einem Hoch auf das an Arbeit, Mühsal und Entbehrungen gewohnte Volk des Riesengebirges. Damit klang die so einfach-schöne, bedeutungsreiche Feier aus.

Zum 23. September 1934 hatte wiederum der deutsche Riesengebirgsverein (Hohenelbe) aufgerufen, die 250jährige Wiederkehr der

Elbquellenweihe zu begehen. Von diesseits und jenseits der Grenze war die Bevölkerung herbeigeeilt, auch die Gebirgsvereine des Riesengebirgs- und Riesengebirges waren stark vertreten. Ein kalter Wind jagte Nebelschichten über die Elbwiesen, als um 10 Uhr Böllerschüsse den Beginn der feierlichen Feldmesse verkündeten. In der Nähe des Elbbrunnens war ein Altar errichtet, vor dem etwa 2000 Menschen dicht gedrängt standen. Pfarrer A. Winkler aus Rochlitz verkündete das Evangelium des Sonntags und sprach von der Vergeltung, die den Menschen adelt. Unter den kirchlichen Bekanntmachungen teilte er mit, daß der nächste Gottesdienst an der Elbquelle in 50 Jahren stattfinden werde. Die feierliche Handlung, bei der hin und wieder ein Sonnenstrahl durch das wirbelnde Gewölk brach, wurde umrahmt von Schuberts Deutscher Messe, gesungen von Sängern aus Spindelmühl, und geschlossen mit dem gemeinsamen Lied "Großer Gott wir loben dich!" Nun bewegte sich die Menschenmenge unter Vorantritt der Geistlichkeit zu der Elbquelle, die mit Fichtengirlanden und Buchenzweigen geschmückt war. Professor Dr. Karl Schneider vom Hauptauschuß des Deutschen Riesengebirgsvereins (Hohenelbe) hielt die Festansprache. Er knüpfte an das Ereignis vor 250 Jahren an und fuhr dann, auf die Quelle weisend, fort: "Dieses Wasser, das wir mit dem Fuß aufhalten können, wird durch Zuflüsse von rechts und links zu einem großen, urgewaltigen Strom, der auf seinem Rücken große und größte Schiffe zu tragen vermag. So wie dieses Wasser über Grenzen hinweggeht und Völker verbindet, sollen auch wir, ob alt oder jung, ob Mann oder Frau, zusammenstehen und den Weg gehen, den uns die Natur vorgeschrieben hat — sollen auch wir uns zusammenschließen, um die große Last tragen zu können, die der Menschheit auferlegt ist. Die Not, die vor einem Vierteljahrtausend gewesen ist, greift auch uns an die Kehle. So wie die Menschen vor einem Vierteljahrtausend es gehalten und wie sie durchgehalten haben, so müssen auch wir es halten und durchhalten, gemeinsam tragen — wie unsere Elbe. Deshalb wird hier neuerdings der Weiheakt vorgenommen, der uns Symbol sein soll für unsere Kraft, für unsere Stärke, die wir brauchen von Geschlecht zu Geschlecht, von Menschheit zu Menschheit."

Dann ergriff der Dechant von Hohenelbe, Johann Borth, das Wort. Er erinnerte an 1684 und an die 200 Jahre später erfolgte Weihe durch den weithin bekannten Stadtdechant von Hohenelbe, Wenzel Weber. Den Weihepruch sagte er ungefähr in die Worte:

O liebe Quelle! Hervorgeprossen aus den Felsen unserer lieben Bergwelt! Du freust dich deines Daseins, noch nicht kennend die Schwere, die in deinem späteren Lauf die Bestimmung und Vorsehung dir auferlegt. Du liebe Elbe, entsprossen aus deutschem Boden, dahinfließend durch Länder: Völker verbinden, einander näherbringen, Kulturwerte wahren, schaffen und vermehren, das sei auch wie bisher in alle Zukunft dein hochheiliger und erhabener Beruf! Trautes kristallklares Quellwasser, Elbe, ich will dich nun weihen im Namen der Gottheit, an die wir Deutsche glauben. Ich will dich weihen im Vertrauen auf die Allmacht dieses Gottes, auf den wir vertrauen, wenn Naturgewalten, Elemente zerstören wollen, was Menschenfleiß und Menschenhand geschaffen haben. Du liebe Elbe, du bist auch ein schönes Stück der Gottschöpfung. Mögen deine Wässer immer gewahrt bleiben in dem Bette, das dir von der Natur gegeben ist. Ja, mögen deine Wässer eifrig und unermüdet mahlen und Werke treiben, mögst du auf deinem Rücken reichbeladene Schiffe tragen, mögst du auch weiterhin heimatische Fluren fleißig pflegen und bebauen — Felder und Wiesen befruchten, damit sie Frucht tragen und reichen Erntesege bringen. Mögst du aber

auch immer beitragen zum Wohle und Glücke unseres Volkes. Mögſt du laben mit deinem Trank den müden Wanderer, wenn er ſich an dir niederſetzt und ſeine lieben, trauten Heimatlieder ſingt. Ja, mögſt du beitragen zum Glück und zum Wohle unseres Volkes. Möge dein Toſen und Rauschen weithin verſünden Gottes Allmacht und Vorſehung, möge dein Murmeln und Raunen erzählen von ſtolzen alten Tagen und Zeiten, möge es aber auch erzählen können vom Aufſtieg unseres deutschen Volkes. Mögſt du nun bald wieder glücklichere Tage bringen. Mögſt du einander näherbringen wahrheitsliebende, Kulturwerke liebende Völker, die da Geiſt und Herz pflegen und veredeln. Mögſt du auch weiterhin feſt vertrauen auf die Allmacht des allweiſen und die Geſchicke der Menſchen weiſe lenkenden Gottes. Amen!

Es folgte der Weiheakt.

Die Schlufsworte der Feier wurden von Guido Kotter d. A., dem Vorſitzenden des Hohenfelder Rieſengebirgsvereins, geſprochen. G. Kotter, der an der 200-Jahr-Feier der Elbequellenweihe vor fünfzig Jahren teilgenommen hatte, gab einen Rückblick auf dieſes Ereignis. Er erwähnte dabei, daß damals der Gedanke aufkam, die Elbequelle durch einen Monumentalbau weithin kenntlich zu machen. Der Innenraum ſollte mit den Wappenschildern der größeren Städte an der Elbe geſchmückt und dieſe Städte ſollten zur Beſtreitung der Koſten und Erhaltung des Baues herangezogen werden. Ein Architekt lieferte ſpäter eine Planung für dieſen Bau. Der Vorſchlag, über der Elbequelle einen ſolchen Bau auszuführen, hatte Anhänger, aber auch Gegner. Schließlich drang doch die Meinung durch, es müſſe das natürliche Landſchaftsbild an dieſem Orte erhalten bleiben. Als der Klub der ſchecoſlowakiſchen Touriſten in Prag ſich vor einigen Jahren mit derſelben Angelegenheit beſchäftigte, einigte man ſich in gleicher Weiſe wie ſeinerzeit der Rieſengebirgsverein.

„Wir befinden uns“, fuhr Kotter fort, „nicht nur bei der Elbequelle, ſondern auch bei einem Gedenkſtein, der vor Jahren dem verdienstvollen Ehrenmitglied des Hauptausſchusses des Deutschen Rieſengebirgsvereins, Proſper von Piette-Ribage, gewidmet wurde. Der heutige weihevollſte Tag veranlaßt mich, dieſes großen Wohlſtatters und Menſchenfreundes des Rieſengebirges und Förderers des Rieſengebirgsvereins ehrend zu gedenken.“

Die Zeit, die zwiſchen der 200-Jahr-Feier und dem heutigen Weihefeſt liegt, iſt reich an großen geſchichtlichen Ereigniſſen. Der Weltkrieg, der uns Frieden und Verſöhnung bringen ſollte, laſtet noch ſchwer auf der ganzen Menſchheit, weil der Krieg ſtatt Verſöhnung Mißtrauen und gegenseitige Abſchließung der Völker und als wiſchaftliche Folgen Not und Elend brachte. Wir, die wir uns heute zu einer friedlichen Erinnerungsfest hier zuſammengefunden haben wollen in der Weihe des Waſſers der Elbequelle ein ſymboliſches Zeichen der Verſöhnung nicht nur jener Völker, denen das geweihte Waſſer im langen Laufe des Elbeſtromes, ſondern auch durch das weite Meer zufließt, erblicken und erhoffen. Und auch der Wanderer, der auf dem vom Rieſengebirgsverein erbauten „Piette-Weg“ zur Elbequelle gelangt, möge nach einem labenden Trunk aus dieſer Quelle und nach ſtiller Betrachtung von demſelben verſöhnlichen Gedanken erfüllt ſein wie wir alle heute. Mit dieſem Wunſche wollen wir die heutige Feier beſchließen.“

Herr Kotter dankte noch allen, durch deren bereitwillige Mitwirkung ſich der Tag ſo weihevoll und denkwürdig geſtaltet hat, im Namen des Hauptausſchusses des Deutschen Rieſengebirgsvereins.

Viele drängten ſich nun zu der Quelle, um ein Fichtenzweiglein von den Girlanden

Museum des Rieſengebirgs-Vereins Hirschberg im Rieſengebirge

Kaiser-Friedrich-Straße 28
Fernruf Nr. 3225

Geöffnet wochentäglich, außer Freitag,
von 9—12, 2—4,30 Uhr
(Klingel neben der Haustür.)

Eintrittspreis für Mitglieder des RGV.
30 Pfennige, für Nichtmitglieder 50 Pfennige
Kinder 20 Pfennige.

Zu ermäßigten Preisen geöffnet an Sonn-
u. Feiertagen (Oſtern, Pfingſten,
Weihnachten) 11—12,30 Uhr.

Donnerstag, vom 1. Juni bis 15. Oktober
auch Dienstag von 10—12 Uhr.
Eintrittspreis 30 Pfennige.

Für Mitglieder Sonntags 11—12,30 Uhr
frei, Donnerstag (bzw. Dien-
tag) 10—12 Uhr 20 Pfennige.

**Sonntag nachmittag und Freitag bleibt
das Museum geſchloſſen.**

Schulen und Vereine wollen ihren Beſuch
unter Angabe der Beſucherzahl
rechtzeitig beim Museum, Hirsch-
berg i. Rgb., Kaiſer-Friedrich-
Str. 28, anmelden. Erwachsene
zahlen 20 Pfg., Kinder 10 Pfg.

Die Museumsverwaltung

hineinzutauchen und als Andenken mit-
zunehmen. Dann löſte ſich die Menſchen-
menge in lange Züge auf, die nach allen
Seiten über den Kamm heimpilgerten.

Körner-Gedenktafel an der Alten Schleſiſchen Baude.

Am 17. Auguſt waren es 125 Jahre, daß
der Freiheitsdichter Theodor Körner auf
der Alten Schleſiſchen Baude gewohnt hatte.
Hier begeisterte ihn die Baudentochter Vero-
nika Hallmann zu der Dichtung: „Eduard
und Veronika, oder: Die Reife ins Rieſen-
gebirge“. Zur Erinnerung an dieſen Tag
hat die Ortsgruppe Schreiberhau mit Un-
terſtützung der Gemeinde und des Ortsver-
eins Mariental eine kunſtvolle Gedenktafel
aus der Werkſtatt von Helmut Benna an
der Alten Schleſiſchen Baude anbringen
laſſen. Auch der Baudentwirt, Herr Tho-
mas, hat in dankenswerter Weiſe zu den
Koſten der Feier beigetragen. Am Morgen
des 17. Auguſt trafen ſich etwa 160 Mann,
davon die meiſten von „Kraft durch Freude“
aus Hamburg am Sanatorium Hochſtein,
um dieſelbe Wanderung, die Theodor Kör-
ner vor 125 Jahren gemacht hatte, zu un-
ternehmen. Unter den Klängen einer ſtotten
Marſchmuſik ging es über die Joſephinen-
hütte, Badelfall, Neue Schleſiſche Baude,
Elbequelle, Elbfall, Schneeegraben zur Alten
Schleſiſchen Baude. Um 18 Uhr erfolgte
hier, nachdem noch eine Menge Schreiber-
hauer RGV'er herausgeſtiegen waren, die
Entſchließung und Weihe der Gedenktafel. Ge-
meindeſchulze Türl hielt eine kurze Gedenk-
rede und ſtellte den Dichter und Menſchen
Theodor Körner in Beziehung zum Menſchen
unſerer Zeit, der genau wie Körner ſich aus
dem wahren inneren Erleben heraus die
Kraft zu Kampf und Tat für unſer aller
Volk ſchöpfen müſſe. Die Feier wurde um-
rahmt von Geſangsvorträgen der Alt-Schle-
ſiſchen Sängergilde, die auch den anſchlie-
enden gemütlichen Baudent-Abend durch einige
humorvolle Lieder verſchönte. Zur mitter-
nächtigen Stunde ging es beim Scheine der
Fackeln zu Tal. Der Kamm vollſtändig
klar, darüber ein wolkenloſer Stern-

himmel, im Tale die unzähligen Lichter von
Schreiberhau und im Walde der lange Zug
der kleinen Menſchlein mit den lodrenden
Fackeln.

Gedenkfeier für Eliſa von Radziwiłł.

Der Verkehrsverein Zillertal-Erdmannsdorf
veranstaltete für den „Engel von Ruh-
berg“ Eliſa von Radziwiłł († 27. IX. 1834),
der Jugendliebe Kaiſer Wilhelm I., unter
ſtarker Beteiligung eine weihevollſte Gedenk-
feier. Die Feierſtunde im Gneifenauſaal des
Erdmannsdorfer Schloſſes mit trefflichen
Muſikvorträgen von Haydn und Schubert
und einem Vortrag von Hermann Bouffet
ließ die Zeit der Radziwiłł lebendig
werden. Am Abend wurde das Bouffette
Spiel „Der Berge Lied und Leid“ im
Tiroler Gaſthof von der örtlichen Heimat-
gruppe erfolgreich aufgeführt. Der teilweiſe
myſtiſche Inhalt des Spieles, eine Verflech-
tung eines Märchengedankens mit dem
hiſtoriſchen Stoff, fand durch Hans Netver-
las reizvolle Vertonung eine beſondere
Prägung. Mit dörflichen Kräften wurde
das Spiel darſtelleriſch und geſanglich ſo
ausgezeichnet durchgeführt, daß das Spiel
Wiederholungen erleben wird.

Paul Auſt †.

Ein ſchwerer Verluſt hat die Künſtler-
ſchaft des Rieſengebirges und ganz Schleſi-
ens getroffen. Dr. Paul Auſt, der treffliche
Radierer, der ſeit etwa 30 Jahren in
Hermſdorf-Kohnaſt wirkte, iſt im Alter von
69 Jahren aus dem Leben geſchieden. Es
iſt noch nicht allzu lange her, daß Auſt an
der Spitze der Künſtlerſchaft St. Luſas in
Schreiberhau den 60. Geburtstag von Nikiſch
in herzlichſter Weiſe feierte. Wie schön wäre
es geweſen, wenn man im nächſten Jahre
den 70. Geburtstag von Auſt ſelbſt hätte
feiern können.

Auſts Kunſt, die im „Wanderer“ 1925,
S. 41 ff. eine liebevollſte Würdigung fand,
hat einen eigentümlichen Reiz. Das Beſte
an ihr iſt vielleicht, daß der urteilsfähige
Kunſtfreund ebenso wie der einfacher emp-
findende Laie die gleiche Freude daran
haben können. Ob er im Rieſengebirge, im
übrigen Schleſien, in Süddeutſchland zeich-
nete und malte, immer fand er intime
Motive, die dem deutſchen Menſchen zum
Herzen ſprechen, und deshalb iſt Auſts
Kunſt deutſche Kunſt im beſten Sinne des
Wortes. Oft erinnert er direkt an Ludwig
Richter, ſoweit die Landſchaft in Betracht
kommt. Seine Hauptſtärke war die Zeich-
nung und auf dieſem Gebiete die Radie-
rung. Schwer wird beſonders das Rieſen-
gebirge in Zukunft ſeine Arbeit vermiſſen,
denn ſie wirkte auch in die Weite. Die von
ihm geſchaffenen Landſchaften ſind von einer
Feinheit und Schönheit, daß ein großer Teil
davon gewiß heute allenthalben im deutſchen
Heim eine gute Stätte gefunden hat. Deutſch
war ſein Weſen, deutſch war ſeine Kunſt.

W. D.

Ein großzügiger Straßenbauplan.

Der Kreisauſchuß Landeshut hat be-
ſchloſſen, gemeinſam mit dem Zweckverband
Röhrsdorf-Kohnaſt den Straßenbau Röhr-
sdorf-Kohnaſt-Kreuzſchänke in Angriff zu
nehmen. Der Bau dieſer Straße, der nach
dem Göring-Plan in Ausſicht genommen iſt,
ſoll ſpäter in der Richtung auf Merzdorf-
Rudelsdorf-Kupperberg weitergeführt werden.
Dieſer Straßenbau ſoll den vom Fremden-
verkehr biſher wenig berührten Teil des
öſtlichen Rieſengebirges und inbeſondere
das Gebiet des Landeshutes Kammes auf-
ſchließen.

Die Königsſchöſſ-Baude im Iſergebirge,
erbaut von der Ortsgruppe Johannesberg
des Deutschen Gebirgsvereins für das
Fichtens- und Iſergebirge, wurde am 15. IX.
eröffnet. Das in elf Wochen an der Stelle

der am 10. III. 1933 abgebrannten Baude errichtete Berghaus enthält außer Gaststube, Vereinszimmer und Küche vorläufig sieben Fremdenzimmer. Vier Fremdenzimmer können noch eingebaut werden. Die vom Erdgeschoß in Holz errichtete Baude kann nach drei Seiten erweitert werden. Bei der Einweihungsfeier berichtete der Schriftführer der Ortsgruppe, O. Scheufler, über die Verkäufer des jetzigen Baues. Am 12. IX. 1886 gegründet, richtete die Ortsgruppe ihr Augenmerk gleich auf den höchsten Gipfel ihres Tätigkeitsbereiches, auf die 858 Meter hohe Königshöhe. Durch emsige Arbeit, durch die Opferfreudigkeit der Bevölkerung und die Unterstützung aller maßgebender Kreise gelang es der Ortsgruppe im Jahre 1888, den Berg mit dem ersten hölzernen Aussichtsturm, der 19 Meter hoch war, zu versehen. Vorher hatten drei Stangen mit Leiterprossen dazu gedient, „daß man sich von der Aussicht überzeugen konnte.“ Dadurch wurde der Zuzug der Wanderer immer größer, und die Ortsgruppe sah sich bald genötigt, für die Unterkunft und Verpflegung der Wandersleute Sorge zu tragen. Es wurde das von Herrn Streit (erster Gastwirt) im Jahre 1890 erbaute Haus Nr. 411 im Jahre 1900 erworben und für die Bewirtschaftung hergerichtet. Erster Pächter war Franz Jäger. Dieser bewirtschaftete das neue, einfache Touristenheim, aber nur in den Sommermonaten. Bald war die Baude für den Zustrom der Wanderer zu klein und man mußte eine Verbesserung der Baude mit ganzjähriger Bewirtschaftung durchführen. Als zweiter Pächter wirkte vom 2. Februar 1903 an bis 10. März 1933 der altbekannte Baudenwirt Franz Hübner. In der Nacht zum 2. November 1906 wurde der hölzerne Turm von einem heftigen Herbststurm umgeworfen, und die Ortsgruppe sah sich wieder vor eine neue schwierige Aufgabe gestellt. Doch unerschrocken griff sie die Arbeit auf, und es gelang ihr wieder durch die Opferfreudigkeit der Bevölkerung, an Stelle des alten hölzernen Turmes einen stattlichen steinernen Turm von 24 Meter Höhe zu setzen. Die Eröffnung des Turmes fand am 8. IX. 1907 statt. Die alte Baude faßte schon längst nicht mehr alle Besucher des Heimatberges, so daß sie vergrößert werden mußte. In den letzten Jahren gelang es unter der tatkräftigen Leitung des verstorbenen Obmannes, Ernst Staffen, den Verfall durch Ankauf von Grundstücken auf großem Umkreis von Turm und Baude zu erweitern. Am 10. März 1933 wurde die alte Baude ein Raub der Flammen. Nun stand der steinerne Bergfried allein auf hoher Bergeshöhe. Wohl wurde von der rührigen Ortsgruppe an den Turm eine Notbaude angebaut, die der dritte Bergwirt, der Jägermann Albert Reckziegel bewirtschaftete. Sollte die Königshöhe ihren alten Ruf behalten, den Wanderern und Sportfreunden eine geräumige Gaststätte zu bieten, so galt es, keine Zeit zu verlieren. Die Ortsgruppe war gezwungen, eine neue, den modernen Verhältnissen entsprechende Baude zu schaffen und den steinernen Wartturm aus seiner Einsamkeit zu befreien. Mit Mut und Entschlossenheit ist nun unter der Leitung des Obmannes R. Jantich und unter der zielbewußten und selbstlosen Hingabe des Bauobmannes G. Preißler das neue Werk geschaffen worden, mit dem hoffentlich ein neuer Abschnitt des Aufstieges, ein weiteres Wachsen und Gedeihen der Ortsgruppe verbunden sein wird.

Der Bauobmann G. Preißler schilderte den Bau und sprach dann von der Königshöhe. Von ihr genießt man einen Rundblick über das ganze Gablonzer Glasindustriengebiet mit seinen äußerst entwickelten vielseitigen Zweigen. In den Tälern leuchten die Schleisereien, an den Berghängen die sauberen Häuschen und auf die Höhen steigt

die Bevölkerung zur Erholung oder um Winterholz einzuschaffen, um Beeren und Pilze zu sammeln. Das frische Grün der Fichten verdämmert blau in der Ferne und verschmilzt mit dem Blau des Himmels. Der Blick von der Königshöhe ist einer der reizendsten weit und breit. Im Westen ragt der Jeschken, und es sind die Bösige zu sehen, rechts ist der Kleis, nordwestlich erscheint das Lausitzer Bergland, nordöstlich der Siechhübel und im Osten ein Teil des Riesengebirges.

Den Namen „Königshöhe“ erhielt der Berg von einer Familie, die an seinem Nordhang ansässig war. Die ältesten Nachrichten, die aus Büchern entnommen werden konnten, besagen, daß ein Mann, der Leutnant Wagner genannt wurde, Eigentümer der Grundstücke war; dieser Mann parzellierte später seinen Besitz, der von den Familien Streit und König erworben wurde. Alle Talsentungen der Gegend nannte man „Löcher“, so kamen die Bezeichnungen wie „Nagloch“ und „Königslach“ zustande; die Häuser nannte man die Königshäuser und die Höhe die Königshöhe. Zu diesen Ausführungen sei noch hinzugefügt, daß die Landschaft, welche die Königshöhe trägt, durch Gustav Leutelt's Erzählung „Die Königshäuser“ in die Literatur eingegangen ist.

Groberungskampf der tschechischen Touristen.

In der „Narodni Politika“ empfiehlt Ing. K. Leger gegen die „Misachtung“ der Staatssprache und gegen die „Voreingenommenheit“ der Deutschen in den westböhmisches Kurorten gegen die Tschechen deren Selbsthilfe. Er schreibt:

„Hier werden nur Beschwerden in der Presse und Rufe nach behördlichem Einschreiten nicht helfen. Die (tschechischen) Kurgäste und Ausflügler sind ein Segen für die Gegend und bringen ihr Gewinn und Nutzen. Wenn das unsere deutschen Mitbürger nicht zu schätzen wissen, ist es von unserer Seite nötig, zu praktischen Folgerungen zu schreiten und stufenweise im Grenzgebiet ein Netzwerk tschechischer Fremdenhöfe und Hütten zu schaffen, damit unsere Leute im gemischten Gebiete nicht auf deutsche Unternehmungen angewiesen sind. In letzter Zeit wurde in dieser Hinsicht schon viel geleistet. In den Gebirgsgegenden wurde hauptsächlich durch das Verdienst des Klubs der tschechoslowakischen Touristen eine Reihe von Hütten gebaut, die Stützpunkte der tschechischen Touristik geworden sind. Auch andere Vereine (Schubvereine, Sokoln) sorgen dafür, daß die tschechischen Ausflügler nicht gezwungen sind, ihr Geld in Unternehmungen zu tragen, wo ihrer statt des Dankes dafür noch nationale Beleidigungen harren. Viel mehr aber, als geleistet wurde, muß noch durchgeführt werden. Unser Bestreben muß sein, daß jeder tschechische Tourist und Kurgast in jedem geeigneten Orte unseres Staates ein tschechisches gastfreundliches Haus findet...“ Weiter wünscht Ing. Leger die Einsetzung eines Ausschusses aller in Betracht kommenden Körperschaften, der für eine planmäßige Arbeit zu sorgen hätte. Nach dem Beispiel der Koliner Touristen, die im Riesengebirge ihre Koliner Hütte gebaut haben, sollten auch andere tschechische Städte im Grenzgebiet eigene Touristenstätten zum Sommer- und Winteraufenthalt ihrer Bewohner errichten. Im Grenzgebiet ist noch eine Reihe von Möglichkeiten vorhanden, die in touristischer, wirtschaftlicher und hauptsächlich nationaler Hinsicht ausgenützt werden sollte.

Aus diesen Ausführungen geht hervor, daß die Tschechen in den deutschen Gebieten unter Einsatz immer größerer Kräfte arbeiten.

Im Besitze des Klubs tschechoslowakischer Touristen befinden sich 115 Hütten, Hotels

und Herbergen, sowie über 800 Unterkünfte mit rund 11000 Schlafgelegenheiten, zum großen Teile im deutschen Sprachgebiet.

Neubau des Wittighauses.

Das Wittighaus im böhmischen Isergebirge, das inmitten des Waldes an der Fahrstraße von Weißbach nach Polaun lag und am 16. Juni 1932 früh vollkommen niederbrannte, soll wieder aufgebaut werden. Das Wittighaus kam durch die tschechische Bodenreform aus dem Besitz des Grafen Glam-Gallas in die Hand des tschechischen Staates und in die Verwaltung der Direktion der staatlichen Forsten und Güter. Der Plan der neuen Baude stammt von dem tschechischen Architekten Jezdi aus Reichenberg und stellt einen Holzbau auf einem Steinfußel vor. Der Neubau wird nicht so groß wie das alte Gebäude. Er wird innen ganz modern gehalten sein und außer den Gasträumen auch wieder Fremdenzimmer haben. Hoffentlich gibt dieser Bau in rein deutschem Gebiet auch der deutschen Bevölkerung, die sehr unter der Arbeitslosigkeit leidet, Beschäftigung.

Der Ausschuß zur Regulierung der Iser hielt in Jungbunzlau eine Versammlung ab. In den Mitteilungen berichtete der Abg. Dubich, daß nach vielfährigen Bemühungen nun die Iser in Jungbunzlau in einer Länge von 2,18 Kilometer und mit einem Aufwand von 4694000 Kronen reguliert wird. Das Land Böhmen gewährte eine Unterstützung von 25 Prozent, das Landwirtschaftsministerium von 50 Prozent, die Stadt von 10 Prozent und der Bezirk Jungbunzlau von 15 Prozent. Durch diese erste Etappe wird ein alter Wunsch der Stadt und der Umgebung von Jungbunzlau erfüllt, die sich schon seit 30 Jahren um die Regulierung der Iser bemühten. Weitere vorbereitete landwirtschaftlich-technische Unternehmungen an der Iser sind: in Preper bei Turnau mit einem Aufwand von 127000 Kronen, in Kleinstal bei Turnau mit einem Aufwand von 280000 Kronen, in Breba bei Münchengrätz mit einem Aufwand von 705000 Kronen und bei Wittowitz mit einem Aufwand von 20000 Kronen. Sehr wichtig ist der Regulierungsplan an der Mummel bei Harrachsdorf in einer Länge von fast 4 Kilometer und mit einem Aufwand von 3900000 Kronen. Das Projekt ist vom Lande und vom Landwirtschaftsministerium genehmigt. An der Iser sind noch acht kleinere Regulierungen in einer Länge von 600 Meter mit einem Aufwand von 215000 Kronen vorbereitet. Es handelt sich um Regulierungen bei Predmeritz, Ratous, Ratow, Großpjetrow usw. Der technisch und wirtschaftlich bedeutsame Teil der Iser-Regulierungen ist der Bau der Talsperre bei Beneschau (Bezirk Semil). Im Ministerium für öffentliche Arbeiten wurde das Projekt überprüft; darnach wird es 12,8 Millionen Kubikmeter Wasser fassen. Der Aufwand ist auf 53 Millionen Kronen veranschlagt.

Schulungswoche für Heimat- und Volksforschung im Boberhaus

veranstaltet von der Landschaftsführung Schlesien des Reichsbundes Volkstum und Heimat.

Wer in der praktischen Volksforschung drinsteht, ist immer wieder überrascht, wie viele tüchtige Kräfte auf diesem Gebiete an der Arbeit sind. Häufig wissen sie allerdings wenig voneinander, selten sind die methodischen Grundlagen und die eigentlichen Ziele der Arbeit ganz klar. Sammlung der Kräfte und Austausch der Erfahrungen sind daher dringende Notwendigkeit.

Diesem Erfahrungsaustausch will die Schulungswoche des Boberhauses dienen. Alle Teilnehmer sind daher, soweit sie schon

vollständig gearbeitet haben, von vorn herein Mitarbeiter. Das Voberhaus selbst stellt seine langjährigen Dorfwochenendführungen zur Verfügung. Den allgemeinen Beitrag wird die „Abteilung für Standortkunde und Volksforschung in der Wissenschaftlichen Akademikerhilfe“ liefern können, die seit einigen Monaten ihr Stammlager am Grenzschulheim Voberhaus hat und vielseitige Forschungen im Löwenberger Kreise durchführt. Im Folgenden werden die Hauptthemen der Woche aufgeführt: Volkstunde als Wissenschaft; Volkstündliche Laienforschung; Volksforschung durch Dorfwochen; Volks- und Heimatforschung im Auslandsdeutschtum; Brauchtum, Sitten, Sprachen- und Sachkultur in der schlesischen Volkstunde; die Methodik der Heimat- und Volksforschung auf den Gebieten der: Volkshodenforschung (Siedlungs- und Kulturgeographie, Wirtschaftsgeographie), Rassen- und Familienkunde, Archäologie und Geschichtswissenschaft, Gesellschaftswissenschaft, Volkswirtschaft, Sprachforschung, Bevölkerungspolitik; die Aufgaben des Dorflehrers, des Dorfgemeinschaftlichen und der Jungbauernschaft in der Heimat- und Volksforschung.

Bei allen Referaten und Aussprachen wird darauf gehalten, daß die praktische Anwendung im Vordergrund steht. So werden auch die aufgeführten Einzelwissenschaften lediglich unter der Fragestellung herangezogen, was der Volkstundler methodisch und inhaltlich aus ihnen zu lernen hat.

Die Betonung der schlesischen Aufgaben und Arbeiten und insbesondere der Arbeiten in der Löwenberger Vorgebirgslandschaft wird dazu beitragen, daß alle Referate und Besprechungen gegenständlich beispielhaft gehalten sind und unmittelbare Anregungen für die künftige Weiterführung der schlesischen Heimat- und Volksforschung vermitteln.

Die Leitung der Schulungswoche hat der Organisationsleiter der „Abteilung für Standortkunde und Volksforschung in der Wissenschaftlichen Akademikerhilfe“, Löwenberg/Militz, Heinz Beutler, übernommen.

Die Schulungswoche beginnt am Mittwoch, dem 3. X., 19 Uhr, und endet am 7. X., 19.30 Uhr. Sie wird in Lagerform durchgeführt. Die Kosten (Verpflegung, Wohnen, Tagungsbeitrag) betragen 8 M. Anmeldungen werden an die Landschaftsführung oder Leitung des Voberhauses erbeten.

Für das Voberhaus.

gez. Dr. Walter Greiff.

Für die Landschaftsführung des Reichsbundes Volkstum und Heimat.

gez. Dr. Friedrich, Erster Landesrat.

Herbst- und Winterfurbetrieb in Bad Warmbrunn.

Wohl jeder, der Bad Warmbrunn zum Kuraufenthalt wählt, wird zugeben müssen, daß dieses älteste Thermalbad des Ostens ein vollkommen neues Gesicht erhalten hat durch den Neubau des Bade- und Kurhotels „Quellenhof“, in dem alle Kurmittel im Hause sind und das für den Herbst- und Winterfurbetrieb besonders eingerichtet ist. Daneben sind größere Verkehrsverbesserungen (Neue Straßenzüge, Brückenbauten usw.) getroffen worden. Den Herbst- und Winterfurbetrieb widmet die Badeverwaltung im Sinne der von der Regierung gewünschten Arbeitsbeschäftigungsmahnahmen ihr besonderes Augenmerk. Die Kurtaxe ermäßigt sich ab 1. September bereits um 20 Proz., obgleich die Leistungen dieselben bleiben wie in der Hauptsaison. — Die preiswerten Einheitspreiskuren und Pauschal-Mittelstandskuren werden auch während der Herbst- und Wintermonate verabsolgt und zwar für 24 und 28 Tage.

Auf alten Pfaden

Die Grenzsteine des Zisterzienserklosters Grüssau und der Jesuitenresidenz Schatzlar im Raben- und Überschaargebirge.

Viele Wanderlustige werden schon das Raben- und Überschaargebirge mit seinen herrlichen Schluchten und Wäldungen besucht haben, aber nur wenige den etwas abgelegenen Grenzweg mit seinen bemerkenswerten Grenzsteinen gefunden haben. Sobald auf dem Kammweg der Genosevaplaz mit seiner herrlichen Aussicht in den mächtigen Rabengrund und auf das freundliche Grenzstädtchen Schömberg erreicht ist, benütze man nicht den von hier weiterführenden Fahrweg nach Verthelsdorf und Abendorf, sondern man steige hinab in den Rabengrund, und bei dem „Urlebrunnen“ wieder hinauf, wo bald eine Tafel mit der Aufschrift „Alter Grenzsteig“ auffällt. Man lasse sich nicht abhalten, daß der Grenzsteig kein Promenadenweg ist, denn man wird schon bald durch die wunderbare Aussicht auf die böhmische Seite des Rabengebirges belohnt. Auf diesem Grenzsteig trifft der Wanderer alle 50 Meter an jeder Seite des Weges große Grenzsteine an. Die Steine auf der deutschen, der Nordseite des Steiges,



zeigen die Abtsmitra mit Hirtenstab, die Jahreszahl 1727 und die Buchstaben I. A. G. (Innozentius Abbas Grissoviensis). Auf der böhmischen, der Südseite, stehen Grenzsteine mit dem Zeichen der Gesellschaft Jesu, nämlich J. H. S., überragt von einem Kreuz. Dazu die Anfangsbuchstaben der Grundherrschaft Schatzlar R S S J (Residentia Schatzlariensis Societas Jesu) und die Jahreszahl 1727. Diese Steine trifft man von Anfang der Abendorfer Grenze bis zum Königshaner Spitzberg bei Liebau. Noch ein anderer gut erhaltener Grenzstein aus der Glanzzeit des früheren Zisterzienserklosters befindet sich aus dem Jahre 1717 auf der hohen Heide bei Trautliebendorf. Dieser zeigt auf einer Seite das Wappen des Klosters, auf der zweiten das Wappen des Fürsten Pleß, auf der dritten das Wappen der Herrschaft Schwarzwaldau, als diese noch der Familie von Czettritz gehörte, den Ochsenkopf.

Fritz Böck.

Bücherschau

Unter dem Titel „Vom deutschen Osten“ sind 27 Aufsätze zu einer Festschrift für den Breslauer Geographen Max Friederichsen

anlässlich seines 60. Geburtstages zusammengefasst worden (Verlag M. u. S. Marcus, Breslau, 1934, brosch. 27,50, geb. 30 RM.). Daraus liegen zwei Sonderdrucke vor: Bernhard Brandt: Ein Beitrag zur Geschichte der Kartographie des Riesengebirges (0,40 RM.) behandelt eine im Archiv des Innenministeriums in Prag befindliche, mit Tinte gezeichnete, ungetönte 565 mal 445 Millimeter große Grenzstreitkarte von etwa 1669. Die in einer Abbildung wiedergegebene Karte verdankt den Grenzstreitigkeiten zwischen den Grafen Schaffgotsch, Morzin und Czernin ihr Entstehen und zeigt das Talgebiet der oberen Lupa auf der böhmischen Seite des Riesengebirges. Abgesehen von ihrem Inhalt, den Brandt topographisch bestimmt, ist sie durch die Verschmelzung von farthenmäßiger und bildhaft panoramenartiger Darstellung ein eigenartiges Denkmal der Kartographie. Ernst Friedrich Flohr: Alter, Entstehung und Bewegungsercheinungen der Blockmeere des Riesengebirges (2 RM.) kommt bei der durch Bilder erläuterten Untersuchung des bereits im „Wanderer“ 1932, S. 120 ff., angeschnittenen Problems zu dem Ergebnis, daß die heutigen Blockmeere des Riesengebirges Bestandteile der Blockzone sind, die als oberster Horizont des Bodenprofils das ganze Gebirge überzieht. Die Blockzone war ursprünglich ein diluviales Blockmeer, wovon nur Reste an steilen Hängen, in Nischen und Rinnen bis heute erhalten sind. Neubildung von Blockmeeren findet in der Gegenwart nicht statt, die noch heute offenen füllen sich durch das Vordringen der Vegetation auf. Flächenhafte Massenbewegungen üblicher Art sind vorhanden.

Elizabeth S. Zorb: Religiöse Strömungen in der schlesischen Dichtung der Gegenwart. Leipzig: Weis. 1934. 4 Mf.

Diese fleißige Arbeit — vermutlich eine Dissertation — faßt in geschickter Weise die Ergebnisse zusammen, die schlesische Forscher im Laufe des letzten Jahrzehnts erarbeitet haben. Eine kleine Einleitung beschäftigt sich mit der Mystik der Schlesier des 17. Jahrhunderts von Jakob Böhme bis zu Angelus Silesius, die drei Hauptkapitel geben kurze Skizzen von Carl und Gerhart Hauptmann wie von Hermann Stehr, der Anhang weist auf eine Reihe jüngerer Schlesier hin. Das Buch ist ein wenig mager, es fehlen neue Ergebnisse, man wartet auf Feststellungen, die unbekannt wären und findet nichts anderes als Zustimmung zu vielfach geäußerten Feststellungen. Der Druck ist leider unaufmerksam durchgeführt, eine Fülle von Druckfehlern und ungenauen Zitaten stören das Verständnis.

Festschrift zur Feier des Heimatfestes „350 Jahre Neustadt a. L.“, Führer durch die „Deutsche Gewerbe-, Handels- und Industrieausstellung. Neustadt a. L.: M. Pöschel 1934. 88 S.

Neustadt an der Tafelsichte, ein rund 4300 Einwohner zählendes Städtchen auf der Südseite des Isergebirges, feierte vom 11.—20. VIII. sein 350jähriges Bestehen. Aus diesem Anlaß ist die schmucke Festschrift entstanden, die zunächst die umfangreiche Festfolge bringt, ferner einen chronologischen Abriss der Stadtgeschichte, der durch zahlreiche Aufsätze ergänzt wird. Da berichtet F. Pöhl von Neustädter Richtern und Rechtsgeschworenen 1584—1679, es folgt eine buchstabengetreue Abschrift der Erneuerung der Stadtrechte durch Katharina v. Redern 1604, J. Krause schildert den Übergang Neustadts vom Bergbau zur Leinenweberei, und G. Pfeiffer erörtert eingehend wirtschaftliche Fragen des Neustädter Zinnbergbaus von 1576—1648. Einem anderen, heute fast erloschenen Erwerbszweig der Stadt, der Porzellanmanufaktur ist F. Tschiedel nachgegangen, indem er die

Maler mit ihren Lebensdaten zusammenstellt. Weitere Verzeichnisse enthalten die Ortsältesten im Jahre 1934 und die im Weltkrieg Gefallenen. Das Erlebnis der Heimatlandschaft von A. Schulze und eine volkstümliche Charakteristik des Neustädters von Dr. E. Lehmann beschließen die Festschrift, in die Gedichte, z. T. in Mundart, eingestreut sind.

Theodor Koch-Grünberg: Am Roroima. Bei meinen Freunden, den Indianern vom rofigen Fels. Leipzig: Brockhaus 1934. 250 M. (Reisen und Abenteuer 55.)

Der Forschungsreisende und Ethnologe Koch-Grünberg ist am 8. X. 1924 während einer Expedition zu südamerikanischen Indianern einer Malaria erlegen. Zu seinem 10. Todestag hat seine Witwe das vorliegende Reisewerk herausgegeben, dem sie ein Lebensbild des vielgereisten Mannes vorangestellt hat. Von der großen For-

schungsreise, die Koch-Grünberg in den Jahren 1911–1913 auf unbekannten Pfaden durch Nordbrasilien und Venezuela bis zum Orinoko führte, ist der erste Abschnitt, die mit Bildern und einer Karte versehene Schilderung des Weges zum Tafelgebirge Roroima an der Grenze von Brasilien, Venezuela und Britisch-Guayana, wiedergegeben. Sie führt ein in die vielseitige und mühselige Arbeit des Forschers und in die Welt des freien Indianers, der, unberührt vom fremden Einfluß, an seinen Sitten und Gebräuchen festhält. Das Leben und Treiben der Eingeborenen erschloß sich Koch-Grünberg, weil er das Vertrauen der Indianer zu gewinnen verstand. Bezeichnend dafür ist der Abschiedsgruß der Lauligang-Indianer am Roroima, die sich von ihm mit dem Ruf: „Rebre zurück Bruder! Komm ein andermal wieder!“ trennten. Koch-Grünberg hat seine braunen Gefährten nicht mehr wiedergesehen, aber kurz vor

seinem Tode noch erfahren, daß sie der Zivilisation zum Opfer gefallen waren.

Mein Reisebegleiter. Ein neuartiges Reisetagebuch für jedermann. Auf Grund langjähriger Erfahrungen hrsg. von Max Bernau. Breslau: Kern 1934. 0,40 RM.

Dieses Büchlein ist der Sekretarius für Reise und Wanderung, der eine aus dem Gefühl der Befreiung vom Alltagskram leicht entstehende Nachlässigkeit nicht aufkommen läßt. Es ist ein treuer Reisebegleiter, denn es zwingt zur planmäßigen Buchführung über die Ausgaben an Zehrgeld und über die Einnahmen an Erlebnisgut. Beide Kategorien haben acht Gruppen, die nach Verlieben unterteilt werden können. Um die Schreibarbeit leichter zu machen, sind allerhand Abkürzungen angegeben. Ein origineller Gedanke, der seine Liebhaber finden wird. Der Inhalt der Reisetage macht ja zumeist eine genaue Einteilung notwendig.

Hauptvorstand und Ortsgruppen

Wir brauchen Geld zur Bezahlung der umfangreichen Sommerarbeiten im Hochgebirge.

An die Ortsgruppen ergeht daher die dringende Bitte um weitere Zahlung von Beiträgen.

Berg Heil! Heil Hitler! Höhne,

**Schatzmeister des Hauptvereins.
Postcheckkonto Breslau 525 61.**

Erste Geldlotterie des Reichsverbandes.

Der Reichsverband Deutscher Gebirgs- und Wandervereine wird zum Zwecke einer Lotterie 500 000 Lose zum Preise von je 0,50 RM. zum Vertrieb bringen. Zur Auspielung kommen 16 560 Gewinne und eine Prämie im Gesamtwerte von 62 000 RM. Der Höchstgewinn auf ein Los ist 15 000 RM.

Die Lotterie ist durch Verfügung des Hessischen Staatsministeriums St. M. I b 34 336 vom 1. September 1934 genehmigt und der Verkauf der Lose auch an Freunde und Gönner der Gebirgs- und Wandervereine gestattet. Die Ziehung findet am 14. Dezember 1934 statt.

Die Fa. Deutsche Lotteriegesellschaft in Frankfurt a. Main, Kaiserstr. 24, der die Durchführung der Lotterie übertragen ist, wird die Übersendung der Lose nebst zugehörigen Druckfachen etwa Ende dieses und Anfang nächsten Monats vornehmen, so daß alle Ortsgruppen baldigst im Besitz der Lose sein werden. Den Ortsgruppen gehen Lose im Verhältnis zu ihrer Mitgliederstärke zu.

Jeder Loskäufer erhält zu jedem Los kostenlos ein Kunstblatt, das den verstorbenen Herrn Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg nach einer Originalfederzeichnung des Frankfurter Künstlers Weber-Brauns darstellt. Da dieses hervorragende Bild im Kunsthandel mehr kosten würde, als der Preis des Loses beträgt, spielt jeder Loskäufer Lotterie umsonst; wenn er also auch nicht bei der Ziehung am 14. Dezember 1934 zu den glücklichen Gewinnern zählt, hat er dem guten Zweck der Lotterie einen Beitrag gestiftet und trotzdem nichts umsonst geleistet. Durch die wertvolle Beigabe muß es möglich sein, in kürzester Frist alle Lose abzusetzen!

In Anbetracht dieser Beigabe, die den Verkauf der Lose wesentlich fördern wird, hat der Wandervorstand sich entschlossen, 5000 RM. wie folgt zur Verwendung zu bringen:

a) In einem Preisausschreiben werden 800 Verkäufer mit Preisen von 500, 250, 150,

100, 50 bis 3 RM. entsprechend der Anzahl verkaufter Lose prämiert. Gesamtpreissumme 4000 RM.

Die Bedingungen dieses Preisausschreibens werden den Lossendungen an die Vereine beiliegen.

b) In einem weiteren Preisausschreiben werden noch die fünf besten Verbände mit zusammen 1000 RM. wie folgt belohnt:

1. Preis — 500 RM.

Preisträger ist der Verband, der im Verhältnis zur Zahl seiner Mitglieder die höchste Zahl an verkauften Lose aufweist. Da im Spielfond von 250 000 RM. mit 500 000 Lose pro Kopf aller Mitglieder eine Loszahl von etwa 2 errechnet ist, erhält der Verband die Prämie, der diese Durchschnittszahl am höchsten überschreitet.

2. Preis — 200 RM.

Bedingung wie vorstehend für die zweit-höchste Durchschnittszahl.

3. Preis — 150 RM.

Dieser Preis erhält der Verband, der die absolut höchste Anzahl von Lose verkauft.

4. Preis — 100 RM.

5. Preis — 50 RM.

Bedingung wie zu 3) für die nächstbesten. Der Hauptvorstand erwartet, daß sich alle Ortsgruppen an dem Vertrieb der Lose rege beteiligen, um somit die Sache der Gebirgs- und Wandervereine auf das tatkräftigste zu unterstützen.

Hauptvorstand des RGV.

Dr. Lampp.

Hamburg. (Obering. S. Blum, Hamburg-Fußballtettel, Farnstr. 3.) Die am 14. IX. abgehaltene „Außerordentliche Monatsversammlung“ nahm einen recht angeregten Verlauf. Nach der üblichen Begrüßung wurden sofort die neuen Satzungen durchgesprochen, die seitens der Versammlung anerkannt und genehmigt wurden. Die neuen Satzungen treten sofort an Stelle der alten Satzungen in Kraft. Den Anwesenden wurde je ein neues Satzungsheft überreicht. Zu Punkt 2 machte unser Vorf. Herr Blum interne Vereinsmitteilungen, worauf die Aussprache über Punkt 3 „Verschiedenes“ folgte. Es wurde beschlossen, die Gründungsfeier der Ortsgruppe in unserem Vereinsheim in Form eines gemütlichen Unterhaltungsabends in zwangloser Weise abzuhalten und zwar am 12. X. Ferner bringen wir zur Kenntnis, daß Anfang November ein Lichtbildervortrag über das Riesengebirge stattfindet, der wahrscheinlich durch Herrn Ulrich Siegert, Hirschberg, gehalten wird. Näheres hierüber erfahren unsere Mitglieder noch durch unseren Monatskalender und die Tageszeitungen. Wir

bitten um recht lebhafteste Beteiligung, zumal der Vortrag recht interessant zu werden verspricht. Des weiteren machen wir unsere Mitglieder schon heute auf die für den 15. XII. cr. angesetzte Weihnachtsfeier im Vereinsheim aufmerksam. Der Schluß der Versammlung war wieder recht unterhaltend und vergnügt.

Nächste Veranstaltungen:

4. X. cr.: Damen-Zusammenkunft in der „Asterluis“.

12. X. cr.: Gründungsfeier unserer Ortsgruppe im Vereinsheim „Hotel 3 Ringe“ in zwangloser Form; Unkosten entstehen nicht! Beginn 20 Uhr. Wanderungen siehe Monatskalender.

Hirschberg. In der Monatsversammlung der Ortsgruppe, die am 4. IX. im „Schwarzen Adler“ unter der Leitung des stellv. Vorsitzenden, Kaufmann Schwarzer, stattfand, wurde zunächst Bericht erstattet über die gemeinsame Arbeit der Hirschberger Trachtengruppen. Dabei wurde darauf hingewiesen, daß der RGV schon seit 54 Jahren für die Erhaltung und Förderung der Trachten eingetreten ist. Mit Befriedigung wurde festgestellt, daß die Riesengebirgswoche viele schöne Trachten zum Vorschein gebracht hat. Der in Aussicht genommene Vortrag des Oberrealschullehrers Krause (Glogau) über das Saarland (mit Lichtbildern) findet am 26. IX. im Konzerthaus statt. An der Feier an der Elbquelle am 23. IX. wird sich die Ortsgruppe auf Grund der Einladung des Deutschen RGV in der Tschechoslowakei beteiligen. Die für diesen Sonntag angesetzte Wanderung soll zur Elbquelle führen. General v. Wartenberg und Stadtkommissar Höhne berichteten über die letzten Wanderungen zum Landeshaute Ramm und über die Zeisigsteine. Es wurde dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß die Stadtförderung die Gegend um die Zeisigsteine durch Schaffung eines Wanderweges mehr zugänglich machen möchte.

Helfst uns schaffen,

helfst uns schützen,

helfst uns deutsches Leben stützen

im Gebirge, Mann und Frau!

Unser Herz den Riesenbergen,

unsere Hand dem RGV.

Werbt Mitglieder!

Ihr erhaltet zu Weihnachten 1934 wertvolle Werbesprämien. Werbescheine beim Schatzmeister jeder Ortsgruppe.